Ernst
(Leuthold)

Neue Beiträge

zu

Heinrich Leuthold's Dichterportrait.

Mit 49 Originalübersetzungen
und mit literarhistorischen Aufsätzen Leuthold's.

Gesammelt und herausgegeben

von

Adolf Wilhelm Ernst.

Hamburg
Conrad Kloß
1897.

Neue Beiträge

zu

Heinrich Leuthold's Dichterportrait.

Mit 49 Originalübersetzungen
und mit literarhistorischen Aufsätzen Leuthold's.

Gesammelt und herausgegeben

von

Adolf Wilhelm Ernst.

Hamburg
Conrad Kloß
1897.

Vorwort.

Nach langjährigem Suchen und Nachforschen kann ich nunmehr die in der Vorrede zur 2. Auflage meines Dichterportraits „Heinrich Leuthold“ ausgesprochene Hoffnung auf eine Herausgabe der gesammelten literarhistorischen Arbeiten Leuthold's verwirklichen und somit den Wunsch einer maßgebenden Kritik, wie auch mancher Verehrer Leuthold's, die mich privatim dazu aufgefordert, erfüllen. Die „Neuen Beiträge“ bilden eine nothwendige Ergänzung zu dem „Dichterportrait“ Heinrich Leuthold's. Was ich in meinem ersten Werke über den Poeten gleichsam nur flüchtig skizziren konnte: seine Meisterschaft im Uebersetzen fremdländischer Dichtungen, sowie seine Thätigkeit als literarhistorischer Essayist — das findet der Leser in dieser Ergänzungsschrift in ausführlicherer Weise dargestellt. Namentlich sei auf Leuthold's Mitwirken an den mit Geibel gemeinsam herausgegeben „Fünf Büchern französischer Lyrik“ hingewiesen. Die Untersuchungen über diese Materie kommen zu dem Ergebniß, daß von den 104 Uebertragungen dieses Buches 67 ausschließliches Eigenthum Leuthold's sind; 29 Gedichte stammen von Geibel, bei den übrigen 8 hat Leuthold nach Geibel's eigenem Zeugniß die Hauptarbeit geleistet.

Möge dieser Beitrag zur Kenntniß Leuthold's beim literaturfreundlichen Publikum, wie bei der Kritik ähnlichen Beifall finden, wie mein „Dichterporträt.“

Hamburg, 1896.

Adolf Wilhelm Ernst.

Berichtigung: Auf S. 43, 5. Zeile von unten lies: „Zu den 104 Poesien," statt: „Zu den 114 Poesien" ꝛc.

Heinrich Leuthold als Uebersetzer.

Vollendet aber ist die Kunst nur, wenn's ihr glückt,
In wundervollem Bund zum Ganzen zu vermählen
Die Schönheit, die das Aug' entzückt,
Mit jener, die erhebt die Seelen.

A. B. Brizeux: „Kunstvollendung".
Uebersetzt von Heinrich Leuthold.

Gottfried Keller, Heinrich Leuthold, Konrad Ferdinand Meyer — das ist ein schöner voller Dreiklang in der schweizerischen Literatur der letzten Jahrzehnte. Die Schweiz wird noch lange den schmerzlichen Verlust empfinden, den Meister Gottfrieds Hingang ihr verursacht. Der ehemalige Staatsschreiber von Zürich hat aber die freudige Genugthuung mit in sein Grab genommen, von seinem Volke geehrt und geliebt zu werden. Und welch innige Theilnahme ergriff die poesieempfängliche Welt, als sich die Kunde verbreitete, Konrad Ferdinand Meyer's klar und hell blickendes Auge habe sich getrübt! Mit welch gespanntem Interesse verfolgte und verfolgt sie den Lauf dieser Krankheit! Heinrich Leuthold dagegen hat eine solche herzinnige Antheilnahme seines Geburtslandes an seinem tragischen Schicksal, an seinen poetischen Bestrebungen erst erfahren, nachdem er weltmüde, an Geist und Seele gebrochen, seine Zelle im Burghölzli bezogen, nachdem er psychisch bereits ein Todter und leiblich dem Grabe nahe war. Zu untersuchen, warum es ihm nicht in gesunden Tagen beschieden war, sich in der Liebe seiner Landsleute zu sonnen, die verhängnißvolle Verkettung von Selbstverschuldung und Schicksalsungunst, die seinen Lebensgang so tragisch enden ließ, klarzulegen, gehört nicht hierher. Die Lorbeeren, die ihm

sein Vaterland geben wollte, und die er mit dem ganzen Ruhmesdurst seiner Seele ersehnte, wurden Cypressen. Was das Leben ihm jedoch versagte, hat die Nachwelt ihm doppelt und dreifach gegeben. Die Gedichte des entsagungsstolzen Schweizer Sängers sind 1894 abermals neu aufgelegt in die Welt gegangen: sie werden hoffentlich noch oft „das nüchterne Volk berauschen." Sind es auch in erster Linie die eigenen empfindungstiefen und formvollendeten Lieder des sehnsuchtathmenden Sängers von Wetzikon, die dem Grabe hoch oben auf der Rehalp ein deutsch-nationales Andenken sichern, so bildet doch seine Thätigkeit als Uebersetzer ebenfalls einen hervorstechenden Grundzug in dem poetischen Naturell Leuthold's.

Wir besitzen von Leuthold Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen, Altdeutschen, Italienischen, Griechischen, Lateinischen, Ungarischen und Arabischen. Sein Lebensgang gab ihm auch reichlich Gelegenheit, die erste und nothwendigste Vorbedingung für jeden Uebersetzer sich zu erwerben: die Kenntniß fremder Sprachen. Frankreich (namentlich die französische Schweiz und das damals noch französische Straßburg) hat er aus eigener Erfahrung kennen gelernt. In dem jetzt deutschen Reichsland hat er allerdings nicht lange geweilt. Trotzdem verdankt er der verhältnißmäßig kurzen Zeit seines dortigen Aufenhaltes immerhin eine Fülle von Anschauungen und Vorstellungen von dem französischen Leben und Treiben, wie aus einem von mir in meinem „Dichterportrait, Heinrich Leuthold", veröffentlichten Briefe erhellt.*) In der französischen Schweiz, sowie in Nord- und Süd-Italien (Riviera, Genua, San Girolamo, Turin, Neapel, Sicilien 2c.) dagegen hat er mehrere Jahre — zugleich die glücklichsten seines Lebens — zugebracht und hier den Grund zu seiner intimen Kenntniß des Französischen und Italienischen gelegt. Wenn er noch in dem 1871 verfaßten Gedicht „Sonnenuntergang" sagt:

„— Die Gabe des Worts zur lieblichen Frucht des Gesanges
Hast du dem Fremdling indes, südliche Sonne, gereift" —,

*) S. 150.

so gilt dieses Wort nicht nur von seinen eigenen Dichtungen, sondern in gleichem Maß auch von seinen Verdeutschungen, an die er seine beste Kraft und Tüchtigkeit gesetzt. Ist doch in dieser Periode — um das hier gleich zu erwähnen — die weitaus größte Zahl von Uebersetzungen entstanden, die später während der Münchener Zeit in die „fünf Bücher französischer Lyrik" übergingen.

Leuthold erfüllt in seinen Uebersetzungen alle Bedingungen, die an derartige Kunstwerke zu stellen sind. Mit Hülfe seiner anschmiegenden und elastischen Phantasie, unterstützt von einem scharfsinnigen, schnell auffassenden Geiste, ergriff er die ausländischen Dichtungen und wußte sich in die Stimmungen und in die Vorstellungswelt, welche sich in jenen poetischen Schöpfungen seinem inneren Auge darboten, so hineinzuleben und mit dichterischer Intuition so hineinzuschauen, daß er alle in ihnen ausgesprochenen Vorgänge „an und in sich erlebte", um eine Basedow'sche Formel zu gebrauchen. Er war überhaupt eine äußerst sensitive Dichternatur und ist mehr als einmal — namentlich in seinen späteren Jahren — durch ergreifende Kunstschöpfungen zu Thränen gerührt worden. Was ihm im praktischen Leben häufig störend und hemmend im Wege stand: die allzu üppig wuchernde Phantasie, deren nie ruhende Beweglichkeit ihm die sonderbarsten Gebilde vorspiegelte und oft jenen seltsamen und scheinbar unerklärlichen Stimmungswechsel in ihm hervorrief, der seinen Freunden mit Recht verhängnißvoll erschien, das förderte seine Thätigkeit als Uebersetzer in allererster Linie.*) Dazu kommt als drittes wesentliches Moment Leuthold's künstlerisches Gewissen, das ihn bei seinen Verdeutschungen niemals

---

*) Mit Recht hat Otto v. Leixner, einer der Ersten, in seiner Literaturgeschichte auf unseren Schweizer Dichter hinweisend, die Behauptung aufgestellt, daß die große Beweglichkeit von Leuthold's Phantasie einzelne seiner Gedichte minder selbstständig erscheinen läßt, als sie in Wahrheit sind. Vgl. Illustrirte Geschichte des deutschen Schriftthums von Otto v. Leixner. II, 486. Leipzig 1881.

im Stich ließ. Sein rhythmenfroher Geist, der unersättlich im Wohllaute zu schwelgen pflegte, wußte auch in den Uebertragungen mit künstlerischem Takt die poetische Schönheit der ursprünglichen Dichtung zum Ausdruck zu bringen und „der Sprache Zierden abzulocken, daß alle Welt erstaunte“. Leuthold band sich durchaus nicht sklavisch an sein Vorbild, dazu war er auch als Uebersetzer ein zu selbstständiger Poet; aber er sündigte auch nicht gegen den Geist der fremden Dichtung, gegen die Individualität des Verfassers, dazu war er ebenfalls eine zu feinfühlige und schöpferische Künstlernatur. Die Reinheit der Stimmung, das sinnfällige Kolorit der Darstellung, den rhetorischen Schwung, Pomp und Bilderreichthum, wie er sie in den außerdeutschen Poesieen vorfand, brachte er mit nachahmungswürdiger Eleganz und angeborenem Taktgefühl in seinen Nachbildungen zum Ausdruck, ohne der Treue der fremdländischen Schöpfungen zu nahe zu treten. Die leisesten Schattirungen und zartesten Abtönungen des Originals im Empfinden und Denken, die individuellen Feinheiten des fremden Poeten in der metrischen Form und in der Sprache wußte Leuthold mit seinem anschmiegsamen Geiste, mit seiner kunsttüchtigen Hand in der Nachbildung treffend wiederzugeben. Allerdings gelang es ihm nicht immer, die fremde Vorlage in Stimmung und Empfindung, in nationaler Eigenart und pointirter Form vollständig zu erschöpfen. Hier zeigen sich eben die Grenzen eines derartigen nachbildenden Kunstschaffens überhaupt, und diese Machtbeschränkung theilt unser Schweizer Dichter mit den besten Uebersetzern aller Literaturen. Aber selbst wenn man den strengsten kritischen Maßstab an Leuthold's Uebersetzungsthätigkeit legt, selbst wenn man das oben mitgetheilte Bedenken von der absoluten Vollendung der Nachbildungen als begründet anerkennt, darf man doch, indem man sich der relativ hohen Verdeutschungskunst Leuthold's erinnert, auf seine Uebersetzungen mit gutem Recht das so häufig mißbrauchte Wort anwenden, daß sie sich wie Originale lesen. Leuthold darf getrost mit den berühmtesten deutschen Uebersetzern um die Palme ringen und wird

als geistiger Vermittler fremder Literaturen immer seinen Ehrenplatz im deutschen Schriftthum behalten. Wie Leuthold, wenn er producirte, ein Sprachbändiger und -Künstler ersten Ranges war, der mit souveräner Meisterschaft auf seinem Instrument spielte, so war er ebenfalls als Uebersetzer ein Poet von Gottes Gnaden und ein Sprachbeherrscher par excellence. Ein so befähigter Geist durfte sich wohl an die Glanzleistungen der besten Dichter fremder Nationen wenden, um seinen Stammesgenossen den Genuß der außerdeutschen Kunstschöpfungen zugänglich zu machen.

Von den englischen Poeten sei zunächst Robert Burns genannt. 1866 veröffentlichte Leuthold in der „Freya. Illustrirte Blätter für die gebildete Welt. Sechster Jahrgang. 1866 (S. 299 bis 304), Darmstadt" „Zwölf Lieder von Robert Burns"*) in deutscher Sprache. Es sind: 1. Die Maid von Ballochmyle. 2. Mariechen süß. 3. Die Mädchen. 4. Wer ist an meiner Kammerthür? 5. Ich küss' dich noch. 6. Montgomery-Gretchen. 7. John Anderson. 8. O wär' mein Lieb ein Fliederbusch. 9. Der Abschied. 10. Mein Herz ist im Hochland. 11. O wenn um dich auf kahler Haid'! 12. Lebewohl (an die Heimath). Diesen Uebersetzungen vorangestellt ist eine literarhistorische Skizze des Pächtersohnes von Alloway, die vielleicht von Leuthold verfaßt ist. Stil und Darstellungsweise weisen auf ihn als auf den Autor hin. Diese Skizze hat folgenden Wortlaut:

„In Großbritannien wie in anderen vorgeschrittenen Kulturländern war im vorigen Jahrhundert die ganze Poesie in Rococo versunken, d. i. in Kleinlichkeit, Schöngeisterei, geistige Spielerei und Unnatur. Zwei Männer zeigten der englischen Literatur neue Bahnen und legten den Grund zu der prächtigen lyrischen Literatur, die sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts so groß entfaltete; der Eine durch seinen feinen Sinn und Sammlerfleiß, der Andere durch eigene Schöpfungskraft. Wir meinen den Bischof Percy und den schottischen Bauernsohn Robert Burns. Percy's Sammlung alter Volkslieder zeigte die

*) Die Königl. Oeffentl. Bibliothek zu Stuttgart hat mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit mir dieses Buch zugänglich gemacht, weshalb ihr auch an dieser Stelle mein Dank ausgesprochen sei.

Schule, in die die Dichter zu gehen hatten, um einfach, natürlich und groß denken, fühlen und sprechen zu lernen, und das Bad, in das die Muse zu steigen hatte, um sich der Schminke, der Schönpflästerchen, der Odeurs und all der Dinge, die nur über Nacht schön sind, aber schnell in Fäulniß übergehen, zu entledigen. Robert Burns war das lebendige Beispiel eines Poeten, der unmittelbar aus dem Volke und aus der Natur schöpft. Es ist kein Zufall, es mußte beinahe so sein, daß ein Kind des Volkes der Wiedererwecker und Beleber der wahren Poesie wurde; denn die zwischen Puder und Taxushecken aufgewachsenen Poeten ohne Kenntniß des Menschen und der Natur konnten unmöglich zu dieser Sendung berufen sein, trotz aller dunklen unbestimmten Sehnsucht nach „Volk“ und „Natur,“ die sich das ganze 18. Jahrhundert hindurchzieht. — So hat Robert Burns in der Literaturgeschichte Englands und mittelbar in anderen Literaturen, auf die die englische mächtig gewirkt hat, auch abgesehen von seiner großen dichterischen Begabung, eine weit höhere und bedeutendere Stellung inne, als irgend einer jener Poeten, die man sonst als Volkspoeten zu bezeichnen pflegt, und sind selbst sehr talentvolle Dialektdichter wie Hebel, und selbst so populäre Dichter wie Beranger, nicht mit ihm in eine Reihe zu stellen. — Er wurde am 25. Januar 1759 zu Alloway, bei Ayr in Schottland, als das Kind eines armen Pächters geboren. Sein Vater, ein guter und verständiger Mann, suchte ihn nach Kräften gut zu erziehen und ihn mancherlei lernen zu lassen; das Beste aber that der lernbegierige, höchst begabte Knabe selbst für sich, indem er aus wenigen Büchern, die ihm zufällig in die Hände fielen, mehr lernte, als Andere aus vielen und gelehrten Schulen. Während er auf dem Felde „wie ein Galeerensklave“ arbeitete, um seine armen Eltern zu ernähren, arbeitete sein Geist nicht minder angestrengt, um seine Kenntnisse auszudehnen und sein von Natur edles Herz auszubilden, sich zu erfüllen mit dem Geiste seines Volkes, mit der Liebe zu seinem Vaterlande; die Tiefen bedeutender Menschen, wie die Geheimnisse der Sprache zu ergründen. Ein englischer Kritiker sagt von ihm, daß seine Jugendjahre an sich den schönsten Stoff zu einem moralischen Gedichte abgeben würden. Bald war er ein ebenso trefflicher Poet als Ackersmann — und ebenso bald ein so beliebter Dichter, daß seine Lieder in den Palästen wie in den verstecktesten Hütten des schottischen Gebirges gesungen wurden. Jeder fand in ihnen, was ihm zusagte: Größe der Anschauung, Tiefe der Empfindung, Scherz, Witz, Satyre, hingebendes Gemüth — und immer Natur. — Seine erste Gedichtsammlung erschien 1786 und war in der obskuren Druckerei von Kilmarnock gedruckt, die zweite bereits im Jahre 1787 und zwar in Edinburgh. Der Gewinn, den ihm

diese Herausgabe abwarf, befähigte ihn, seine „gute Jean“ zu heirathen und die Farm von Ellisland zu pachten, in der er einige Zeit glücklich lebte und mit die schönsten seiner Gedichte schrieb, wie z. B. Tam o' Shanter, ein erzählendes Gedicht, das man gewöhnlich als sein Meisterstück betrachtet. Seinem großen Rufe dankte er es, daß er eine kleine Stelle bei der Accise bekam, die ihm 70 Pfd. St. jährlich abwarf, welche er sehr gut brauchen konnte, da der Bauernhof nicht hinreichte, ihn zu ernähren. Aber dieses Amt nahm seine Zeit so sehr in Anspruch, daß ihm, der gerade in dieser Periode seines Lebens den Kopf voll großer Entwürfe hatte, keine für den Ackerbau übrig blieb und daß er, nachdem er in mancherlei Verlegenheit gerathen war, sich gezwungen sah, die Farm aufzugeben. Er ließ sich in der Stadt Dumfries nieder, nur von seinem Amte und vom Ertrage seiner Gedichte lebend. Diese Lebensgeschichte klingt sehr einfach, ist aber in Wahrheit reich an Schmerzen und Sorgen, an Kämpfen mit den Verhältnissen, mit Mangel, Entbehrungen und großen Enttäuschungen. Als er zum ersten Male in die Oeffentlichkeit trat, wie wurde er da gefeiert, von welchem Gedränge von Freunden und Bewunderern war er da umgeben! Wie wollte da Alles und Jedes nur ihm zu Willen sein, nur für sein Heil und Glück sorgen! Aber als die „Mode“ vorüber war, den Bauer von Ayrshire zu feiern, ließ man ihn in seiner Noth und in allen den Verlegenheiten, in die man ihn mit Verwöhnung und Berauschung hineingezogen. Er starb, noch nicht 38 Jahre alt, zu Dumfries den 21. Juli 1796, arm und traurig, er, der mit einer Fülle von Heiterkeit und Glück im Herzen in die Welt getreten war.“ —

Dann folgt als Ueberleitung zu den Verdeutschungen eine nicht von Leuthold herrührende, allem Anscheine nach redaktionelle*) Notiz, welche lautet: „Wir wollten keine Biographie Robert Burns' schreiben, die schon so oft geschrieben worden; wir wollten nur eine Notiz geben als Einleitung zu den Proben einer neuen Uebersetzung dieses Dichters, die von H. Leuthold herrührt, demselben Meister der Uebersetzung, der mit Em. Geibel die französische Sammlung herausgegeben. Wer den originalen Robert Burns gelesen, wird schon aus den Proben erkennen, mit welcher Meisterschaft hier die ungeheuersten Schwierigkeiten

---

*) Die Zeitschrift wurde von Moritz Hartmann, dem Freunde Leuthold's, redigirt.

überwunden werden und daß nur ein großes Dichtertalent einen solchen Dichter so zu übersetzen vermochte." Nr. 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 11 und 12 sind in den Leuthold'schen Gedichten abgedruckt; es fehlen daselbst: „Mein Herz ist im Hochland", „Ich küss' dich noch", sowie „Wer ist an meiner Kammerthür?" Ich nehme um so weniger Anstand, diese Gedichte der Vergessenheit zu entreißen und sie hier dem Leser mitzutheilen, als sie von Leuthold selbst veröffentlicht worden sind. Wer mit Leuthold's Eigenthümlichkeiten in dieser Hinsicht näher bekannt ist, der weiß, wie wählerisch und streng kritisch, ja vielfach übertrieben kritisch unser Dichter bei der Publikation seiner Poesieen war. Wenn ich also hier mehrere Leuthold'sche Gedichte veröffentliche, so glaube ich ganz im Geiste ihres Uebersetzers zu handeln. Und fürwahr! — es ist für den literarischen Feinschmecker ein durchaus eigenartig-schöner Genuß, diese und die weiter unten mitgetheilten Gedichte des schweizerischen Lenau zu lesen.

Das erste Gedicht ist das bekannte vielgesungene Heimathlied

Mein Herz ist im Hochland.

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland und jaget das Thier,
Und jaget das Wildthier und folget dem Reh —
Mein Herz ist im Hochland, wohin ich auch geh'!

Leb' wohl, du mein Hochland, du nordische Mark,
Du Wiege von allem, was edel und stark!
Wohin ich auch wand're, wohin ich auch zieh',
Die Berge des Hochlands vergeß' ich doch nie!

Lebt wohl nun, schneeschimmernde Kuppen und Flüh'n!
Lebt wohl nun, ihr Bergseen, ihr Thäler so grün!
Lebt wohl nun, ihr Ströme, in schäumender Flucht
Durchtosend die hochwaldumhangene Schlucht!

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland und jaget das Thier,
Und jaget das Wildthier und folget dem Reh —
Mein Herz ist im Hochland, wohin ich auch geh'!

Die beiden folgenden Poesieen zeigen uns die sinnenfrohe, hin und wieder schalkhafte, frische Liebesseligkeit des schottländischen Volksdichters.

Ich küss' dich noch.

Chor.

Ich küss' dich noch, noch,
Und ich küsse dich schon,
Und ich küss' dich noch, noch,
Mein süßes Gretchen Alison!

Bist du bei mir, flieht alle Pein,
Und ganz leb' ich nach Neigung, O!
So froh kann kaum ein König sein
Bei seiner Thronbesteigung, O!

Wenn an der Brust dein Leib mir ruht
In seiner üppigen Reife, O!
Fleh' ich, daß sich an diesem Gut
Der Himmel nie vergreife, O!

Ich schwör' dir Treu zu jeder Stund',
Und drücke, statt zu sprechen, O!
Den Mund auf deinen frischen Mund,
Wer will dies Siegel brechen, O!

Ich küss' dich noch, noch,
Und ich küsse dich schon,
Und ich küss' dich noch, noch,
Mein süßes Gretchen Alison!

Ein Meister- und Musterstück der Leuthold'schen Uebersetzungskunst ist

Wer ist an meiner Kammerthür?

Wer ist an meiner Kammerthür?
Wer könnt' es sein, als Findlay!
Geht Eures Wegs, Ihr taugt nicht hier! —
Das dächt' ich doch, sprach Findlay.
Was schleicht Ihr wie ein Dieb herbei?
So komm und sieh, sprach Findlay;
Ihr treibt vor Tag schon Schelmerei?
Wo möglich ja, sprach Findlay.

Stünd' ich nun auf und ließ' Euch ein —
  Ja, laß mich ein, sprach Findlay;
Schlief' ich vielleicht nicht wieder ein;
  Das denk' ich auch, sprach Findlay.
Doch wärt Ihr in der Kammer drin —
  Wär' ich erst drin, sprach Findlay;
Ihr würdet bis zum Tag verzieh'n;
  Das möcht' ich auch, sprach Findlay.

Ich fürchte nur, bleibt Ihr die Nacht —
  Gewiß, ich bleib', sprach Findlay;
Daß Ihr den Weg noch öfter macht —
  Das hoff' ich auch, sprach Findlay;
Doch, was da drinnen könnt' gescheh'n —
  Das soll gescheh'n, sprach Findlay,
Dürft Ihr bei Leibe nie gesteh'n;
  Verlaß dich drauf, sprach Findlay.

Aus dem dichterischen Nachlaß stammt ferner die folgende Nachdichtung Leuthold's, ebenfalls nach Robert Burns. Diese, sowie einige noch später mitzutheilende Verdeutschungen hat eine dem Uebersetzer sehr nahestehende Person vor längerer Zeit in einer Zeitschrift*) veröffentlicht. Das Gedicht lautet:

Zu jenem schatt'gen Haine komm,
Der rings so buschig finster ist,
Beim Abendsonnenscheine komm,
Zu jenem wald'gen Raine komm,
Der übersät mit Ginster ist!

Hier geht, wenn uns die Nacht
    umschwebt,
Erst eine schön're Sonne auf;
Es geht das Herz, das sacht erbebt,
Von unsrer Küsse Macht belebt,
In heißer Liebeswonne auf!

Hab' keinen Speicher, keinen Herd,
Ein Herz nur, das in Flammen, Kind!
Ich bin kein Reicher, bin kein Laird;
Doch wer ist reicher auf der Erd'
Als wir, wenn wir beisammen sind!

Denn zärtlich liebend, so wie wir,
Soll nicht im Nest die Taube sein,
So glücklich soll und froh wie wir,
So selig Niemand, o, wie wir,
In jener dunkeln Laube sein.

Drum hin zum schatt'gen Haine komm,
Der rings so buschig finster ist,
Beim Abendsonnenscheine komm,
Zu jenem wald'gen Raine komm,
Der übersät mit Ginster ist!

---

*) Deutsches Dichterheim. 10. Jahrg. Nr. 17, 19, 21.

Um bei der englischen Literatur noch einen Augenblick zu verweilen, mögen hier noch zwei Uebersetzungen Leuthold's nach Thomas Moore (1779—1852) Platz finden. Auch diese beiden Lieder stehen nicht in der Gedichtsammlung unseres Poeten, sind aber von dem Uebersetzer selbst in der „Süddeutschen Zeitung,“ *) an der Leuthold im Anfang der sechziger Jahre Mitarbeiter, zeitweilig sogar verantwortlicher Redacteur war, veröffentlicht worden. Vier Lieder erschienen in der „Süddeutschen Zeitung“, Nr. 327 (30. Juni 1862); es waren „When 'midst the gay“ und „Die Harfe von Tara,“ die in Leuthold's „Gedichten“ abgedruckt sind, sowie die beiden folgenden, die sich daselbst nicht finden.

Lebewohl.

Lebwohl! auf Erden hoffnungslos
Muß unsre Liebe sein,
Lebwohl! ist auch kein Schmerz so groß,
Als solcher Trennung Pein,
Mein Lieb!
Als solcher Trennung Pein.

Trät auch nur ein durchlebtes Glück
Vor unsre Seelen licht,
Wir wären, dächten wir zurück,
So tief, tief elend nicht,
Mein Lieb!
So tief, tief elend nicht.

Doch o! sobald ein Sonnenstrahl
Verheißend uns gelacht,
Dann kommen Wolken jedesmal,
Und wieder ward es Nacht,
Mein Lieb!
Und wieder ward es Nacht.

Zwar gäb' ich, blieb ich nur vereint
Mit dir im Kummer, gern
Um Stunden Leids, mit dir durchweint,
Selbst Jahre Glücks, dir fern,
Mein Lieb!
Selbst Jahre Glücks, dir fern.

Und doch, leb wohl; kein Hoffen frommt,
Das nur durch Thränen blinkt,
Wie Winters trüb die Sonne kommt
Und trübe wieder sinkt,
Mein Lieb!
Und trübe wieder sinkt.

---

*) Mehrere Jahrgänge dieses Blattes, sowie mehrere in Betracht kommende Bände von Heyse's „Literaturblatt“ (eingegangen 1858) verdanke ich der gewohnten Liberalität der k. b. Hof- und Staatsbibliothek München; auch dieser Bibliothek sei hier mein Dank ausgesprochen.

Das zweite hier in Betracht kommende Lied ist das bekannte

Die letzte Rose.

Letzte Rose des Sommers,
Was willst du verziehn?
All die holden Gespielen
Sind welk und dahin.
Keine liebende Blume,
Noch Knospe blieb hier,
Um Erröthen und Düfte
Zu tauschen mit dir.

Sind die Lieblichen alle
Gegangen zur Ruh,
Statt zu welken am Strauche,
Geh, schlummre auch du!
Deine Blätter zerstreu' ich
Voll Mitleid auf's Beet,
D'rauf ein Windhauch die Leichen
Der Schwestern geweht.

Und wie du, will ich hingeh'n,
Wenn Freundschaft mir stirbt,
Und die thauige Blüthe,
Der Liebe verdirbt.
Wer vermöchte, wenn Treue
Und Liebreiz ihm fehlt.
Eine Welt zu bewohnen,
Die öd und entseelt?

In der Gedichtsammlung sind Leuthold's Uebersetzungen aus dem Ungarischen mit nur einer Nummer — „Das Mädchen von Debreczin" — vertreten. Es wird dem Leser willkommen sein, noch einige weitere Proben hiervon zu empfangen. Das erste Ungarlied „Meine Liebe"*) nach Petöfy Sandor erscheint zugleich sehr bedeutsam für des Uebersetzers eigene Innenwelt.

Meine Liebe.

Ich lieb nicht, wie die Nachtigall,
Die durch der Mondnacht Zauberduft
Mit weich melodisch süßem Schall
Der liebekranken Rose ruft.

Ich lieb nicht, wie der Schwan im See,
Der schlankgehalste, stolze Schwan,
Dem seiner Sehnsucht süßes Weh
Die keusche Lilie angethan.

*) Dieses Gedicht, sowie die nachfolgenden Uebersetzungen: „Csikos und Betyar," ferner die „Volkslieder" nach Czuczor Gergély sind zuerst im „Deutschen Dichterheim" veröffentlicht.

Es ist mein Herz die Hütte nicht,
Umsäumt von einem Gärtchen klein,
Darin der Geist des Friedens schlicht
Am Herde sitzt beim Mütterlein.

Mein Herz ist eine Waldesschlucht,
Die nie ein Sonnenstrahl erreicht,
Darin die Schlange Eifersucht,
Die giftgeschwoll'ne, lautlos schleicht.

Von demselben Poeten stammt:

Csikos und Betyar.

(Roßhirt und Straßenräuber.)

Dem Blitze gleich auf nachtdunklem Roß
Quer über die Pußta ein Csikos schoß.
Der Betyar schaut ihm nach und spricht:
Wie glücklich du bist, du weißt es nicht,
Schon löst sich vom Baume das röthliche Blatt,
Die herbstliche Sonne scheint trübe und matt,
Im Thale der Nebel, die Felder bereift,
Ein schneidender Wind über die Pußta pfeift;
Jetzt wartet daheim in der Csarda dein
Die dampfende Schüssel, der rothe Wein,
Nach Schüssel und Wein dein junges Weib,
Ein warmes Lager, ein weicher Leib. —
Doch hungrig und nimmer des Lebens froh
Wirft der Betyar sich auf Reisig und Stroh,
Er träumet im Schlaf von Galgen und Rad,
Vom Pilger, erschlagen auf einsamem Pfad;
Im Herbstwind, der schneidend sein Haupthaar umweht,
Sein Mütterlein schlotternd vor ihm steht,
Mit bittendem Aug', mit dem Antlitz voll Harm;
Warnend erhoben den zitternden Arm.
Umsonst, ach umsonst! er kann nicht zurück,
Es hat keinen Ausweg des Räubers Geschick;
Kein liebendes Weib, keinen heimischen Herd,
Er hat keinen Freund, als sein flüchtiges Pferd:
Ihm ist auf die Stirne das Brandmal gedrückt,
Ein ehrlicher Mensch vor ihm erschrickt;
Seine Heimath die Pußta, der finstere Wald,
Das Gefängniß vielleicht und der Galgen bald.

Und wenn ihm die Sonne in's Antlitz blickt,
Aufwacht er vom Schlaf, der ihn nimmer erquickt;
Eine Thräne im irrenden Auge ihm steht,
Ein Fluch auf sein Elend — das ist sein Gebet. —

Ebenfalls eine Nachbildung nach Petöfy ist die Uebersetzung

Büngöszdi Bandi.*)

Büngöszdi Bandi! Speis' und Trank
Und alles gab ich Dir;
Was locktest Du dafür mein Pferd,
Mein schnelles Pferd von mir?

Ich pflegte Dich und liebte Dich
Wie meinen eignen Leib:
Was hast Du mir dafür verführt
Mein schönes, junges Weib?

Den weichen Arm schlingt lächelnd sie
Jetzt wohl um Dein Genick.
Mein Leben gäb' ich gern dafür,
Wär's eines Henkers Strick.**)

Die „Volkslieder" nach Czuczor Gergély sind:

I.

O, Rose schön, o Rose roth
Am schlanken Stiel!
Ein früher, unbeweinter Tod
Ist unser Ziel.

O, würd ein Wesen nur für uns
In Liebe glüh'n,
Wir müßten beide nicht so jung,
So früh verblüh'n.

O, Rose roth und mußt du auch
Nun bald vergeh'n,
Wirst du nicht mit des Frühlings Hauch
Auf's Neu ersteh'n?

Wohl manche andre Rose wird
Im Lenz gedeih'n;
Ein ander Mädchen wird der Stern
Der Pußta sein.

---

*) Name eines in Ungarn bekannten Räubers.

**) Dieses Gedicht ward zuerst veröffentlicht in der von Karl Emil Franzos herausgegebenen „Deutschen Dichtung" (II. Band, 10. Heft. Stuttgart 1887). In demselben Hefte findet der Leser die in meinem Buche später abgedruckten Gedichte: „Wiegenlied" (nach J. Petit-Senn), „Der Märzwind" (nach G. Lafenestre), „Auf hoher See" (nach L. E. Gerard), „Madrigale" (nach verschiedenen Verfassern), „Der fünfte Mai" (nach Manzoni), „Epigramme" (nach Giusti) und „Treue" (nach einem nicht angegebenen Autor). — Dem Herausgeber der „Deutschen Dichtung," Herrn Karl Emil Franzos, sage ich auch hier meinen Dank für die Autorisation, die genannten Uebersetzungen in diesem Buche mittheilen zu dürfen.

II.

Bei diesem hellen Mondenschein,
Nein, nimmermehr mach' ich Dir auf;
Auch würd' Dein Kuß zu feurig sein
Und weckte mir die Mutter auf.

„O, laß mich ein! kein Mensch erfährt,
Wie ich Dich küss' in aller Tugend,
Die Mutter glaubt, wenn sie uns hört,
Sie träume nur von ihrer Jugend."

Von den Uebersetzungen Leuthold's aus dem Italienischen finden sich in seiner Gedichtsammlung drei Nummern. Hier seien folgende hinzugefügt:

Der fünfte Mai

(Ode auf den Todestag Napoleons).

Nach Manzoni.

Er war! wie nach dem letzten Hauch
Sein Körper, der verwaiste,
Dalag bewußtlos, starr, beraubt
Von einem solchen Geiste,
So steht die Erde schlaggelähmt
Bei dieser Nachricht still.
Stumm denkt sie an die Todesstund'
Des großen Schicksalsboten
Und weiß nicht, wann solch' eine Spur
Ein Andrer gleich dem Todten
Nochmals in ihren blut'gen Staub
Zu treten wagen will.

Auf seinem Thron den Strahlenden
Sah meine Muse schweigend;
Als er in stetem Wechsel fiel
Und stieg, — dann ganz sich neigend,
Hat unter Stimmen Tausender
Die ihre man vermißt.
Jungfräulich rein von niederm Lob,
Sowie von frevler Schändung
Aufsteht sie jetzt bewegt beim Schluß
So glanzerfüllter Sendung
Und weiht ein Lied der Urne, das
Vielleicht unsterblich ist.

Von Alpen pyramidenwärts,
Vom Manzanar zum Rheine,
Traf unerbittlich stets sein Schlag
Rasch nach des Blitzes Scheine;
Von Scyllen bis zum Tanais,
Von dem zu jenem Meer.
War echt sein Ruhm? entscheiden mag's
Die Nachwelt einst; wir neigen
Die Stirn dem Höchsten, dem's beliebt,
In jenem uns zu zeigen
Den Stempel seiner Schöpferkraft
Gewaltiger als bisher. —

Die Lust, die stürmisch bebende,
An großem Plane hangend,
Der Seele Angst, die, ungestüm
Stets nach dem Scepter langend,
Erfaßt und hält die Palme, die
Zu hoffen Thorheit war, —
All' das hat er erlebt; — den Ruhm,
Nur größer nach Gefahren,
Flucht, Sieg, des Kaiserthrones Glanz
Und das Exil erfahren;
Zweimal lag er im Staub und stand
Zweimal auf dem Altar.

Vor trat er; — zwei Jahrhunderte,
Sich feind, in Waffen starrend,
Demüthig schauten sie auf ihn,
Wie ihres Schicksals harrend; —
Und schweigen hieß er sie und schuf
Als Schiedsmann beider Loos,
Verschwand sodann, auf schmalem Strand
Thatlos sein Leben schließend; —
Ihm ward ein unermess'ner Neid
Und Mitleid überfließend,
Ein Haß, der unauslöschlich war,
Und Liebe fessellos.

Wie dem Schiffbrüchigem auf's Haupt
Die Fluth wälzt ihre Wuchten,
Die Fluth, die erst den Aermsten hob,
Daß seine Blicke suchten,
Wenn auch in stets vergeb'nem Späh'n,
Nach einem fernen Strand,
So mochten sich auf diesen Geist
Erinnerungen schlichten; —
O, wie so oft der Nachwelt wollt'
Sein Leben er berichten,
Doch auf die ewigen Blätter stets
Sank müde seine Hand.

Wie oft, ach! wenn der träge Tag
Schweigend begann zu dunkeln,
Die Arme auf der Brust gekreuzt,
Gesenkt des Auges Funkeln,
Stand er, — indes Erinnerung
Dumpf brandend um ihn schlug.
Dann war er bei beweglichen
Zelten, zerstörten Wällen,
Beim Blitz der Bajonette und
Bei vollen Reiterwellen,
Bei den Befehlen, kurz und schnell,
Und schleunigstem Vollzug.

Vielleicht, ha! ward nach solchem Weh
Sein Herz des Muthes ledig,
Der Athem floh; — dann kam die Hand
Des Himmels mild und gnädig
Und trug in eine rein're Luft
Ihn voll Barmherzigkeit,
Und wies die Hoffnungspfade ihn,
Die immer blüthenweichen,
Zu ewigen Feldern und zum Lohn,
An den nicht Wünsche reichen,
Wo Schweigen nur und Finsterniß
Ist aller Ruhm der Zeit.

Unsterblich-schön wohlthätiger,
Triumphgewohnter Glaube,
Schreib ein auch den Triumph —
freu' dich,
Denn nie noch sank im Staube
Vor jener Schmach von Golgatha
So stolze Größe hin.

Doch hier verstumme jedes
Wort —
Das diese Asche schändet!
Der Gott, der hinwirft und erhebt,
Der Leid und Tröstung spendet,
Hat auf sein einsam Lager nun
Gelegt sich neben ihn. —

Diesem Gedichte des berühmten italienischen Poeten mögen ein Volkslied von einem unbekannt gebliebenen italienischen Sänger, sowie drei Epigramme nach Giusti angereiht werden.

Irene.

(Volkslied.)

Der klare Mond scheint einsam,
Kein Stern ist an dem blauen
Nachthimmel zu erschauen,
Es schläft die müde Luft.
Horch, wie vom Busch zur Esche
Den süßen Wohllaut tragend
Die Nachtigall nun klagend
Nach der Gefährtin ruft!

Und durch die Blätter rauscht sie,
Da sie den Ruf vernommen
Und jubelt laut im Kommen:
„Klag' nicht, ich bin ja hier!"
Welch' Finden, o Irene,
Vernimmst du es, o Traute,
Ach, wann mit solchem Laute
Wirst du erwidern mir?

Die Epigramme nach Giusti lauten in der Leuthold'schen Uebertragung:

Epigramme.

Nach Giusti.

Schulmeister ist einst der Verstand gewesen;
Doch bracht ihn jüngst in vielen Schulen um
Die Enkelin, die Wissenschaft, — warum?
Um zu erforschen sein geheimstes Wesen.

Bewundernswürdiges würde vollenden
Der menschliche Geist, anstatt zu ruh'n,
Hätten die Menschen in ihren Händen
Weniger Bücher und mehr zu thun.

Das Schreiben eines Buchs, das ist für Nichts zu halten,
Kann das geschrieb'ne Buch nicht Menschen umgestalten.

Die meisten Uebersetzungen Leuthold's stammen aus dem Französischen. Bevor wir auf seine Thätigkeit an den „Fünf Büchern französischer Lyrik" eingehen, theilen wir noch einige seiner Verdeutschungen aus der französischen Dichtkunst mit, die in der Leuthold'schen Gedichtsammlung nicht stehen. Sie wurden — wie erwähnt — in der „Deutschen Dichtung" zuerst publicirt.

Wiegenlied.

Nach J. Petit-Senn.

Schlaf, süßes Kind! kein Kummer ist,
Kein herber Gram Dir noch beschieden;
In Deiner Kindheit Unschuld bist
Du noch mit aller Welt im Frieden.

Noch läßt die Jugendwelle leicht
Und sanft hin Deine Wiege gleiten,
Es sieht Dein Blick, soweit er reicht,
Die Ufer blüh'n auf beiden Seiten.

Wenn mit der Strömung zieht Dein Kahn,
Den meine Wünsche fromm umkreisen,
Eilt meine Hoffnung stets voran,
Dem schwanken Boot die Bahn zu weisen.

Ich lasse meine Seele weit
In süßer Ahnung sich erschließen,
Denn alle künftige Seligkeit
Seh' ich aus dieser Wiege sprießen.

Wie ruhst Du rein und sorgenlos,
Vom Lebensfrühhauch angefächelt!
O lächelte Dir einst Dein Loos,
Wie jetzt Dein Mund der Mutter lächelt!

Und schlöß' einst, leg' ich schlummermüd'
Mich in die Gruft der Ahnen nieder,
Sanft wie Dein Auge schließt dies Lied,
Mir Deine Hand die Augenlider!

Der Märzwind.

Nach G. Lafenestre.

Der Lenzwind stäubt von weißen Flocken
Die off'nen Schwingen lustig aus;
Zur Erde ducken sich erschrocken
Die Veilchen und die Wiesenglocken,
Und Schwalben flattern bang um's Haus.

Ein dürftig halbverschloss'nes Stübchen
Umschließt ein träumend Kinderpaar:
Rothmundig sie, mit Wangengrübchen,
Er fast ein allzu schüchtern Bübchen,
Dem sie doch gut von Herzen war.

Und plötzlich unterbricht ihr Plaudern
Ein Windstoß, der durch's Fenster hüpft,
Er läßt das Kind vor Kälte schaudern,
Daß es schutzsuchend unter Zaudern
Dem Knaben in die Arme schlüpft.

Und rascher pocht der Herzen Schlagen,
Zwei Augen senken langsam sich,
Erröthend neigt er sich, mit Zagen,
Und möchte, doch er kann's nicht sagen,
Da seufzt der Wind; „Ich liebe Dich!"

Und während sich vom Wiesengrunde
Durch's Stübchen Veilchenduft ergoß,
Traumtrunken flohen Stund' um Stunde,
Indes zwei frische Rosenmunde
Ein langes, süßes Schweigen schloß.

Auf hoher See.

Nach L. E. Gerard.

Wenn um entschlaf'ne Küsten schäumend
Die sturmgepeitschte Meerfluth brüllt;
Wenn, das Gewölk mit Silber säumend,
Das Mondlicht seinen Gram verhüllt;
Wenn ängstlich ob den Wassern streifen
Der Seemann sieht den Goëland:
Dann lieb' ich's, einsam hinzuschweifen
Mit meinem Weh entlang dem Strand.

Ich selber, ungewissen Strebens,
Der Winde und der Wellen Spiel,
Ich treibe auf dem Meer des Lebens,
Ein banger Fährmann ohne Ziel;
Mit der verrätherischen Brandung
Ließ ich mein Fahrzeug gläubig gehn,
Und ach, nun ist kein Port der Landung
Für meinen Nachen mehr zu sehn!

Mast-, segellos, dem Ufer ferne,
Nahm mich die Nacht in ihren Schooß,
Und nur an einem schönen Sterne
Der mich geleitet, hängt mein Loos.
Wie bin ich froh, solang die dunkeln
Gewässer mild sein Strahl erhellt,
Daß doch noch einer Hoffnung Funkeln
Verheißend in mein Leben fällt.

Doch zog um dieses Sternes Lachen
Sich neidisches Gewölk seit je,
Und immer wieder wird mein Nachen
Ein Spiel der ungestümen See.
Wenn dann mit wildem Wogenschlage
Die Fluth um seine Wandung zischt,
Indes sich meine laute Klage
Mit dem Getös der Brandung mischt,

Dann schlag' ich oft mein Aug', das feuchte,
Verzweifelnd auf in der Gefahr,
Und such' umsonst die Eine Leuchte,
Die meiner Fahrt ein Leitstern war.
O schöner Stern! all' deine Helle
Gieß in mein Leben ganz und voll,
Wenn nicht im Kampf mit Wind und Welle
Mein schwankes Fahrzeug scheitern soll!

Madrigale:

Nach C. Marot.

Amor traf einst mein Lieb', das mich in Sorgen
Des Herzens stürzt, die all' mein Denken lähmen.
„Ei, Mutter Venus," sprach er, „guten Morgen!"
Doch plötzlich schien mit weinerlichem Grämen

Der kleine Gott den Irrthum wahrzunehmen
Und ward ob dieser Täuschung ganz verwirrt.
„Je nun," sprach ich, „Du brauchst Dich nicht zu schämen
Da sich, die heller sehn als Du, geirrt."

Nach La Sablière.

Nein, Liebchen, nein, du lenkst durch Winke und Geberden
Auf keine and're meine Wahl;
Zwar, wenn man Dich geseh'n, so kann man untreu werden,
Jedoch man wird's zum letzten Mal.

Nach Mad. Deshoulières.

Nie hat die Liebe recht versucht,
Wer sagt, sie stürb' an Eifersucht.
Nein, nimmer steht bei ihrem Necken
Der Liebenden Verlangen still;
Ein bißchen Eifersucht muß wecken
Beglückte Lieb', die schlafen will.

Nach Boileau.

Hier in verschwiegenen, wildblühenden Gehegen
Bin ich an ihrer Brust gelegen.
Du reizend schöner Ort, wie Du mir wiedergiebst
Die süßverlor'ne Zeit, da ich ihr Herz besessen.
Mein eigen seufzend Herz, hast Du denn ganz vergessen,
Daß Du die Ungetreue nicht mehr liebst?

Nach H. J. de Murat.

Der Freude warf ich vor mit Schelten,
Daß ihre Dauer so gering;
Ich frug, warum sie nur so selten
Erschiene und so eilig ging.
Doch sie versetzte: „Sag' vielmehr
Den Göttern Dank mit Händefalten;
Denn, wenn ich dauerhafter wär',
So hätten sie mich selbst behalten."

Nach Voltaire.

Wie macht uns doch in allen Lügen
Der Rest von Wahrheit stets Vergnügen!

Im Traum ein König, fand ich diese Nacht
Den Muth und hab' Dir meine Lieb' geschworen;
Auch ging mir nicht sehr viel, seit ich erwacht,
Es ging mir bloß mein Reich verloren.

Nach L'Atteignant.

Antoinette, als einst der Teufel
Versuchte Deinen Schutzpatron,
Hätt' jener in Gestalt und Ton
Dich nachgeahmt, dann ohne Zweifel
Wär' unser Heiliger trotz Ascesen
Erlegen der Versuchung Reiz,
Es wär' denn, daß er seinerseits
So tugendhaft wie du gewesen!

In weiteren Kreisen bekannt wurde Leuthold, nachdem er, arm an Ausbeute für das praktische Leben und reich an Poesie und Kunsterfahrung, von dem beschaulichen südländischen dolce far niente in die Heimath zurückgekehrt war und dann gemäß dem Rathe seines ihm wohlwollend gesinnten Freundes und einstigen Lehrers, Professors Jakob Burckhardt, sich nach München gewendet hatte. Das war im Jahre 1857. Hier suchte er sich ganz der Literatur zu widmen. Es ist bekannt, daß er die Freundschaft Geibel's, Heyse's und einer Reihe anderer berühmter Poeten und Schriftsteller gewann, welche der künstlerischen Vereinigung „Krokodil" angehörten. Im Jahre 1859 faßte Leuthold den Plan, einen Band seiner Uebersetzungen herauszugeben. Das Buch, das er in dankbarer Gesinnung seinen Sangesgenossen Geibel und Heyse zueignen wollte, sollte Uebertragungen aus der zeitgenössischen Lyrik enthalten; die französische Schweiz, Italien (Petrarca, Giusti), England (Robert Burns, Lord Byron, Thomas Moore ꝛc.) und Ungarn sollten besondere Berücksichtigung finden. Leider blieb es bei dem Plane, was sehr zu bedauern ist. Denn wer Leuthold's charakteristische Eigenthümlichkeiten näher kennt, namentlich seinen künstlerischen Ehrgeiz, der sein Talent zu immer höheren Zielen anspornte, zugleich den Dichter aber auch anstachelte, an seinen

Poesieen unablässig herumzufeilen und herumzuglätten, um ihnen eine möglichst hohe Vollendung zu verleihen, ein Streben, das sich im Laufe der Jahre unter dem Einfluß der über die Person des Dichters hereinbrechenden Verhängnisse geradezu krankhaft steigerte, so daß er sich nie genug thun konnte im poetischen Nachfeilen und Nachschleifen — wer diese Eigenthümlichkeit Leuthold's kennt, der wird zugeben, daß die selbstständige Veröffentlichung jenes Bandes Uebersetzungen und die dadurch hervorgerufene Anerkennung, welche Leuthold zweifellos bei einem kunstsinnbegabten Publikum gefunden hätte, heilsam und befruchtend auf sein Selbstbewußtsein eingewirkt hätte. Jedenfalls würde Leuthold's Scheu, mit seinem dichterischen Talente öffentlich hervorzutreten, sich nicht in so maßloser Weise entwickelt haben, wie es künftig thatsächlich der Fall war. Seine Zweifelsucht, die später in Tagen düsteren Unmuthes über die Gleichgültigkeit der Welt sein schönes Talent zersetzte und zerfaserte, würde in maßvollen Grenzen eingedämmt geblieben sein, und statt jener schrillen Threnodieen und scharfen Spottverse würde seine Muse künstlerisch abgeklärte, weltfreudige Lieder geboren haben. Leuthold hat auch hier, wie so oft in seinem Leben, den rechten Augenblick verpaßt.

Er verwirklichte also nicht seine Absicht, sondern verband sich mit Emanuel Geibel zur Herausgabe einer Sammlung von Uebersetzungen aus der französischen Lyrik. Das Buch erschien Ende Oktober unter dem Titel: „Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage in Uebersetzungen von Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold“ (Stuttgart, Cotta, 1862). Der unter der Schreckensherrschaft als Girondist bekannte und 1794 guillotinirte Odensänger André de Chenier mit seinem stimmungsvollen Poem „Die junge Gefangene“ leitet das Werk ein, das — wie schon der Titel sagt — in fünf Bücher zerfällt und durch glücklich getroffene charakteristische Auswahl ein gelungenes Bild von der lyrischen Produktionsweise Frankreichs von der Revolution an bis zu den Chansonniers des sechsten Jahrzehnts unseres Zeitalters bietet. Das erste Buch enthält

die „Vorläufer der Romantik“: André de Chenier, Chateaubriand, Chênedollé, Millevoye, Delavigne, Amable Tastu und Lamartine; das zweite Buch umfaßt die „Romantiker“: Victor Hugo, Sainte-Beuve, Alfred de Vigny, Edgar Quinet, Emile Deschamps und Alfred de Musset; im dritten Buch sind verschiedene Chansonniers vertreten: Desaugiers, Debraux, Béranger und Dupont. Das vierte Buch — „Idyll und Satyre“ ist sein Titel — gehört zu den wichtigsten Abschnitten des ganzen Werkes, obgleich nur drei Poeten vertreten sind: Brizeux, Auguste Barbier und ein anonymer Dichter. Das letzte Buch wendet sich zu den „Epigonen verschiedener Richtungen“ und bringt Poeme von Reboul, Halery, Ampère Souvestre, Escousse, Turquety, Arsène Houssaye, Théophile Gautier und Leconte de Lisle. Der Anhang endlich führt uns folgende „Dichter der französischen Schweiz“ vor: Albert Richard, Charles-Louis de Bons, Olivier, Monneron, Henri Durand, A. Béranger, Oyez de Lafontaine, Marc Monnier, Petit-Senn und Charles Didier. Das Buch erregte bei seinem Erscheinen berechtigtes Aufsehen und gehört auch noch heute durchaus nicht zu jenem druckgeschwärzten Papierwust, den alljährlich der gierige Schlund der Vergessenheit verschlingt.

Leuthold ist der eigentliche Schöpfer dieses Buches, trotzdem sein Name auf dem Titelblatt hinter dem Geibel's steht. Das soll kein Vorwurf gegen den Verfasser der „Brunhilde“ sein, wie es denn durchaus nicht richtig ist, was ein süddeutsches Blatt vor Jahren hierüber schrieb: „Geibel hat nur eine einzige Nummer hinzugethan; er lieh dem Unternehmen seinen Namen; das Buch ist Leuthold's Werk.“ Dem letzten Theil dieser Behauptung stimmen wir allerdings bedingunglos zu. Einmal brauchte Leuthold nicht Geibel's Namen zum Aushängeschild für seine Geistesprodukte, zum zweiten weiß jeder, der mit Leuthold's Wesen nicht gänzlich unbekannt ist, daß er von unbestechlicher Wahrheitsliebe und peinlich bedacht war, den Schild seiner literarischen Ehre fleckenlos und glänzend zu erhalten. Er war ein

geschworener Feind jedweder Reclame und führt in seinen Sprüchen und Epigrammen manch' scharfen Hieb gegen diese immer frecher und feiler sich spreizende Allerweltsdame. Er darbte lieber und spann sich einsiedlerisch in seine Poetenzelle ein, als daß er sich auf der literarischen Börse prunkvoll zur Schau stellte, um geräuschvoll Stimmung für seine Muse zu machen. Das ist ja gerade einer der Hauptgrundzüge in der Natur Leuthold's, daß er den allernothwendigsten Fragen des reellen Lebens gegenüber schwach und hilflos wie ein Kind war. Nicht ohne Grund schreibt er in einem Familienbrief: „Mir selbst kann man mit Recht vorwerfen, daß ich seit je mehr für eine gesicherte Existenz, für eine regelmäßige Beschäftigung und einen der Gründung einer Familie entsprechenden Erwerb hätte thun können. Dieser Vorwurf trifft mein ganzes Leben, und ich weiß dagegen in der That nichts zu meiner Rechtfertigung einzuwenden, als daß eben dies Leben, daß all' mein Sinnen und Trachten von jeher weniger auf materielle, als auf solche Güter gerichtet war, die der nüchterne Verstand mit Recht als imaginär bezeichnet, daß ich aber auch in dieser Richtung — allerdings mit einem Grad von Selbstaufopferung und Entbehrung, der zu dem Resultat in keinem Verhältniß steht — schon jetzt erreicht habe, was manchen, der weniger als ich mit eigener und Familie-Misere zu kämpfen hat, vielleicht für sein ganzes Leben befriedigen könnte." Ebenso charakteristisch in dieser Hinsicht ist jener demüthig-stolze Satz aus der Leuthold'schen autobiographischen Skizze: „Meine poetischen Arbeiten sind fast durchweg aus Bedürfniß und Neigung, nie aber aus dem Verlangen entstanden, dieselben drucken zu lassen. Ich habe es auch immer als eine Art Achtung vor dem Publikum und insofern als verdienstlich angesehen, wenn ein Dichter in diesem Punkt eine gewisse Zurückhaltung beobachtet und der Welt nicht in zudringlicher Weise ein übertriebenes Interesse an den oft unreifen und unfertigen Produkten seiner Phantasie zumuthet. Dieses Gefühl hat mich vielleicht zu weit geführt; denn ich bin andererseits unbescheiden genug, von manchen meiner poetischen Er-

zeugnisse anzunehmen, daß sie eigenartiger und werthvoller sind, als die Durchschnittsleistungen unserer modernsten Eintagspoeten. Trotz alledem hat es mir im Leben nicht an Anerkennung gefehlt. Ich habe bei Fachleuten und Kennern, mit denen ich persönlich verkehrt, und nach Maßgabe dessen, was ich veröffentlichte, auch bei einem größeren Publikum vielleicht mehr Beifall gefunden, als ich verdient. Und doch habe ich die bei Berufsgenossen vielfach üblich gewordenen Reclamen und kleinen Mittel, um öffentlich viel genannt und volksthümlich zu werden, stets verschmäht. Mit einer besonders tadelnswerthen Rücksichtslosigkeit habe ich namentlich seit vielen Jahren die frequenten Aufforderungen zu poetischen Beiträgen für Zeitschriften und Sammelwerke, zur Einsendung von Selbstbiographieen u. dgl. gänzlich unbeachtet gelassen und so selbst die von vielen der achtbarsten Vertreter der Literatur mit Sorgfalt geübte Pflege des Rufes vernachlässigt, ohne welche es unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen schwer sein wird, sich einen geachteten Namen als Dichter oder Schriftsteller zu erwerben oder zu erhalten.“ Nein, niemals hat Leuthold sich entwürdigt, den Großen im Reiche der Dichtkunst zu schmeicheln und sein poetisches Talent mit der so erheuchelten Freundschaft ostentativ zu drapiren. Jene oben mitgetheilte Notiz aus dem süddeutschen Blatte enthält also, obwohl sie gut gemeint ist, einen versteckten Tadel gegen Leuthold einerseits und versündigt sich gegen Geibel andererseits. Auch Geibel würde sich niemals zu einem solchen «mundus vult decipi, ergo decipiatur» erniedrigt haben. Außerdem ist die Behauptung grundfalsch, der norddeutsche Poet habe „nur eine einzige Nummer hinzugethan.“ Manche Stücke der Sammlung sind durch wiederholt durchbildende, sich gegenseitig stützende und ergänzende Thätigkeit der Freunde zum Gemeingut beider geworden, ähnlich wie Schiller's und Goethe's „Xenien.“ Wenn nun auch bislang vielfach behauptet worden ist, eine Ausscheidung des Eigenthums sei eine Unmöglichkeit, so bin ich, gestützt auf authentisches Material, in der Lage, hier ziemliche Klarheit zu schaffen; daraus wird man

ersehen, wie haltlos und aus der Luft gegriffen — um eine journalistische Vokabel zu gebrauchen — jene oben erwähnte Notiz sowohl mit Bezug auf Leuthold, als auch auf Geibel ist.

Geibel schrieb am 13. April 1876 an den Herausgeber der „französischen und deutschen Anthologie französischer Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts“ *), dem zur Zeit in Breslau lebenden Herrn Dr. Werner Schoenermark auf dessen Ersuchen: „Mit unserer Bethätigung an den fünf Büchern französischer Lyrik verhält es sich folgendermaßen: Von mir allein übersetzt sind:

André Chenier: Die junge Gefangene. Der Gondolier. Letzte Strophen. — Millevoye: Blätterfall. — Victor Hugo: Aegypten. Sultan Achmet. Komm, junge Zauberin. Dahin! Napoleon's Heimkehr. An die Geliebte. — Sainte-Beuve: Herbstgedanken. Sonette I—II. — Alfred de Musset: Heimkehr. An A. T. — O Kind des Staubs. An eine junge Künstlerin. Schlußgedicht. — Debraux: Die Lerchen. — Béranger: Verwünschter Frühling. Die Flucht der Liebe. — Dupont: Die Blonde. Die Braune. — Anonym: Der Löwe vom Quartier latin.**) — Reboul: Sie ist krank. — Théophile Gautier: Romanze. An eine junge Italienerin. Traum. — Leconte de Lisle: Sonnenuntergang.

Ueberwiegenden Antheil habe ich an:

Alfred de Vigny: Das Horn. Der Schnee. — A. Brizeux: Marie. Entsagung. Die Frauen. — A. Barbier: Das Idol. Paris. — Arsène Houssaye: Frühlingsbilder.

Die übrigen Stücke sind von Leuthold allein verdeutscht worden.“ So weit Geibel. Der Inhalt dieses Beweisstückes deckt sich — bis auf den zweiten Theil — mit den mir vorliegenden Zeugnissen.

Geibel hat also 29 Gedichte allein übersetzt und beansprucht bei acht Poesieen den „überwiegenden Antheil“. Die „fünf

---

*) Vgl. II. Theil, französisches Liederbuch. Halle, Hermann Gesenius, 1878.

**) Dieses Gedicht wird jetzt A. Barbier zugeschrieben. A. W. E.

Bücher" im engeren Sinne enthalten 89 Nummern und der Anhang „Dichter der französischen Schweiz" 10 Dichter mit zusammen 15 Poesieen; somit wäre Leuthold der alleinige Uebersetzer von 67 Gedichten. Diese sind:

Chateaubriand: Heimweh, Der Sklave; Chênedollé: Der Fechter; Delavigne: Die Parisienne; Amable Tastu: Der Grütlischwur; Lamartine: Der See, Erinnerung, Einsamkeit, Buonaparte; Victor Hugo: Die Favorite, Lied, Mazeppa, Lied, Die Salzsäule, Das Kind, Blas't zu! Edgar Quinet: Aus Prometheus I—III; Emile Deschamps: Seestück; Alfred de Musset: Lied, An Papa, Trauer; Desaugiers: Die Schattenseiten des Glücks, Die neue Welt; Debraux: Wenn ich es wagte; Béranger: Die Nachtigallen, Mein Schiffchen, Die Schwalben, Die Zigeuner, Der König von Yvetot, Rosette, Der alte Sergeant, Das Dachstübchen, Mein Rock, An die Freunde als Minister, Lebewohl dem Ruhme, Wie schön ist sie, Schneckenzunft, Mädchenträume, Die Ameisen, Fahrwohl mein Saitenspiel!, Letztes Lebewohl; A. Brizeux: Der Bauerhof, Elegie, An Diana, Kunstgelübde, Blumen und Lieder; Auguste Barbier: Die Freiheit I—V; Halévy: Die Poesie; Ampère: Das Glück; Souvestre; Das Nest; Escousse: Mein letztes Lied; Turquety: Licht und Schatten; Albert Richard: Trauer, Hoffnung; Charles Louis de Bons: Das Erwachen der Schwalben, Der alte Pfarrer; Olivier: Erleichterung; Mameron: An Sie; Henri Durand: Meine Seele weilt anderswo, Trinklied; A. Béranger: Auf das Grab des französischen Béranger; Oyez de Lafontaine: Arm und reich, Die Dose, Heimweh; Marc Monnier: Das Land der Ahnen; Petit-Senn; Der Genfer See; und Charles Didier: Stimme der Fluth.

Schon aus diesen Mittheilungen geht hervor, daß Leuthold der Löwenantheil der Arbeit und demgemäß auch des Ruhmes zufällt. Nun aber zu den acht Nummern, für die Geibel den „überwiegenden Antheil" beansprucht. Zunächst Alfred de Vigny's „Das Horn" und „Der Schnee". Im Jahre 1862 ließ Heinrich

Leuthold in der „Süddeutschen Zeitung", deren Redaktion unser Dichter damals angehörte*), eine Artikelserie „Ueber französische Romantiker" erscheinen. Der erste Aufsatz ward in Nummer 309 (Freitag, den 20. Juni 1862) veröffentlicht; er handelt von „Alfred de Vigny" und bringt auch „Das Horn" in deutschem Gewande. Es wird den Leser jedenfalls interessiren, den Leuthold'schen Originaltext zu diesem stimmungsvollen Gedicht des französischen Akademikers zu lesen; zur leichteren Vergleichung setzen wir die Varianten Geibel's als Fußnoten hinzu.

Das Horn.

I.

Wie hör' ich gern den Ton des Horns im Waldesgrund,
Wenn vor der Meute flieht die Hirschkuh todeswund,
Des Jägers Lebewohl, des Echos sanft Verhallen,
Vom Winde hingeweht durch grüne Blätterhallen![1])

Durch Waldhorntöne oft ward ich bei tiefer Nacht
Geheimnißvoll bewegt, zum Weinen oft gebracht,
Denn wie zur Heldenzeit war mir, als kläng' aus ihnen
Mahnung des nahen Tods von tapfern Paladinen.[2])

O duftig blaue Höh', o Land voll Blüthenschnees,
Frazonas Felsen ihr, du Cirkus Marbores![3])
Dort, wo der Wasserfall gewaltig an die jähen
Granit'nen Wände pocht, ein Puls der Pyrenäen,[4])

---

*) Als verantwortlicher Redakteur zeichnete Leuthold vom 14. April 1862 bis 30. Juni 1862.

[1]) Wie lieb' ich's, wenn das Horn erklingt im Waldesgrund, — Verkünd' es uns den Hirsch, der hinsank todeswund, — Laß es den Abschiedsgruß des Waidmanns durch die Blätter — Hinsäuseln echoreich mit sterbendem Geschmetter. — [2]) Oft haben, wenn im Forst ich weilt um Mitternacht — Mich diese Melodieen zum Weinen schon gebracht, — Mein sagenkundig Herz erbebt', als kläng' aus ihnen — Verheißung frühen Tods beherzten Paladinen. — [3]) Frazonas Felsgeklüft, Arena Marbores. — [4]) Ruhloser Wasserfall, der mächtig an die jähen — Granit'nen Wände pocht, ein Puls der Pyrenäen.

Dort, wo im Doppelkleid aufragt die Gletscherfirn,
Rasen um ihren Fuß und Eis um ihre Stirn,
Dort, träumend hingestreckt, dort hör' ich gern das Schauern
Der Einsamkeit, fernher des Hornes leises Trauern.[1])

Dort läßt ein Wand'rer oft die ganze Wundermacht
Des erzgewölbten Mundes hinklagen durch die Nacht;
Ein Zauber liegt darin, den Niemand weiß zu deuten —
Dazwischen blökt ein Lamm und Herdenglocken läuten.

Stumm, unbeweglich steht, gleichwie vom Ton berauscht,
Auf hohem Felsengrat der flüchtige Hirsch und lauscht,
Indes der Wassersturz in ungestümem Tanze
Die ewige Klage stöhnt zur Klage der Romanze.[2])

Schatten der Ritterzeit, ging't ihr noch nicht zur Ruh'?
Ist's doch, als trüg' von euch das Horn mir Kunde zu,
Als könnte, Ronceval! in deinen dunkeln Gründen
Des großen Roland's Geist noch keinen Frieden finden.[3])

II.

Verloren war der Tag; erschlagen lag das Heer;
Nur Roland kämpfte noch und bei ihm Oliver.
Da stiegen zaghaft rings zu Thal die Sarazenen[4]) —
„Ergieb dich", rufen sie, „wo nicht, so stirb gleich Jenen!

Tot liegen deine Pairs dort in des Stromes Furt!"
„Ergeben will ich mich", knirscht er, „wenn sich der Gurt
Der Pyrenäen löst und mit den Felsenkämmen
In dieses Strombett stürzt, den Wogenschwall zu hemmen."

---

[1]) Ihr Berge, die ihr Lenz und Winter hold versöhnt, — Den Fuß in dichtem Grün, die Stirn mit Eis bekrönt, — O laßt bei euch mich ruh'n, und durch der Wipfel Rauschen — Von fern des sanften Horns schwermüth'ger Weise lauschen. — [2]) Sein ewig Klaglied mischt ins Klaglied der Romanze.*) — [3]) Mir ist, es trägt von euch das Horn mir Kunde zu, — Als könnte Roland's Geist in deinen Felsengründen, — O Thal von Ronceval, noch keinen Frieden finden. — [4]) Da wagen sich, ob scheu, heran die Sarazenen.

*) In dieser Retouchirung Geibel's ist durchaus keine Glättung der Leuthold'schen Uebersetzung zu erblicken, eher das Gegentheil. (A. W. E.).

„Ergieb dich denn und stirb; hier sind sie!“ — und ein Fels
Kam jäh herabgerollt von des Granitgestells
Fernhöchstem Grat und brach in wuchtigem Zerstören[1])
Lautkrachend in der Fluth die Wipfel seiner Föhren.

„Ha, dank dir,“ rief der Held, „den Weg, den ich gesucht,
Du zeigst ihn mir;“ er hob den Felsblock aus der Schlucht,
Und stemmt' ihn vor sich hin, den Leib damit zu decken.
Da wandten, fluchtbereit, die Mohren sich voll Schrecken.[2])

III.

Indessen wohlgemuth, die Ritter um ihn her,
Bergunter ahnungslos zog Karl mit seinem Heer[3]);
Schon blitzten übersonnt, am Horizont gelegen,
Von Luz und Argelès die Wasser ihm entgegen.

Die Krieger jauchzten auf. Am Strande des Adour
Die Laute stimmte froh der munt're Troubadour;
Von Frankreichs süßem Wein troff manch' geraubter Becher[4]),
Und mancher Hirtin Leib umschlang ein rauher Zecher.

Roland hielt das Gebirg; das war dem Heer genug.
Turpin, den frommen Schritts ein schwarzer Zelter trug,
Bedeckt mit violett und goldenem Geschmeide,
Griff nach dem Amulett, verborgen unterm Kleide.

„Sire!“ sprach er, „seht Ihr dort blutrother[5]) Wolken Flucht?
Gebietet Halt dem Heer, daß Ihr nicht Gott versucht!
Beim heiligen Dionys, das sind geschied'ne Seelen,
Die durch den Feuerdunst den Weg zur Heimath wählen.

---

[1]) — — — — — — — — — — — Und ein Block — Schießt losgesprengt herab vom höchsten Felsenstock; — er rollt, er hupft und bricht mit wuchtigem Zerstören. — [2]) Ha, dank euch, ruft der Held, daß ihr den Pfad mir schafft! — Und bis zur Wand des Bergs wälzt er mit Riesenkraft — den Block und springt hinauf, den Rücken sich zu decken, — da schwankt das Mohrenheer zurück in jähem Schrecken. — [3]) Gen Frankreich berghinab zog Karl mit seinem Heer. — [4]) — — — — — Der munt're Troubadour — Besang zum Lautenschlag die Weiden des Adour, — der Wein der Heimath perlt' im fremdgeformten Becher. — [5]) gluthrother.

Zwei Blitze — wieder zwei — bei des Allmächtigen Zorn!"...
Und, horch! bei diesem Wort fernher erklang das[1]) Horn;
Der Kaiser wandte sich und hielt, aufrecht im Bügel,
Bestürzt den Streithengst[2]) an mit straffgespanntem Zügel.

„Hört Ihr den Ton?" sprach er . . . „O ja, es war ein Hirt,
Der seiner Herde rief[3]), die um die Flühen irrt."
„Vielleicht auch", sprach Turpin, „will Oberon uns necken,
Der seine Fee liebkost in heimlichen Verstecken."[4])

Der Kaiser ritt fürbaß, doch seine Stirn umflog
Gewölk, weit dunkler noch, als es[5]) am Himmel zog.
Er dachte an Verrath — da tönt fernher getragen,
Der Hornruf, stirbt und schwillt nochmals in langem Klagen[6]).

„Weh! Das ist Roland's Horn, weh! wenn der Neffe mein
So bang um Hülfe ruft, muß er am Sterben sein.
Zurück! noch einmal soll mir unter Roß und Rittern
Der trügerische Grund Hispaniens erzittern!"

IV.

Am höchsten Bergessaum hält[7]) Ritter und Vasall;
Die Pferde schäumen; tief liegt unten[8]) Ronceval;
Vom Abendroth umglüht[9]), den Blick schon halb verloren,
Mit Fahn' und Halbmond flieh'n am Horizont die Mohren.
„Turpin, was sieht dein Aug' dort in des Stromes Grund?"
„Zwei Ritter, einen todt, den andern todeswund;
Ein Fels hat sie erdrückt; noch hält des Todten Rechte
Ein elfenbeinern Horn, als ob er blasen möchte;
Noch preßt sie's, wie im Krampf, an den entseelten Mund."

O Gott, wie traurig tönt das Horn im Waldesgrund!

Vergleicht man diese Verse mit denen in den „fünf Büchern französischer Lyrik", so wird man ersehen, daß Geibel hier mehr das Amt eines poetischen Retoucheurs, als das eines produktiven

---

[1]) ein. — [2]) sein Streitroß. — [3]) der Lämmerherde gilt's, die ꝛc. — [4]) Vielleicht auch will der Fürst der Elfen uns verspotten, — Der seiner Fee liebkost im Dunkel jener Grotten. — [5]) das. — [6]) der Hornruf nochmals, schwillt und stirbt in langem Klagen. — [7]) Am Bergesabhang jetzt hält Ritter und Vasall. — [8]) Tief im Thal liegt R. — [9]) Fernhin im Abendroth.

Dichters bekleidet hat; schöpferisch steht er hier ohne Zweifel hinter Leuthold zurück. Seine hauptsächliche Thätigkeit beschränkt sich hier auf die äußere Form; es sind — wie dankbar und bereitwillig anerkannt werden muß — mannigfache glücklich gelungene Glättungen und Ausmerzungen von Härten vorgenommen; die äußere Eleganz hat durch Geibel's poetische Feile stellenweise gewonnen, trotzdem nicht verschwiegen werden darf, daß manche Veränderungen gewiß nicht nach Leuthold's Geschmack waren und von ihm nicht als Verbesserung anerkannt werden konnten. Das gilt nicht nur von diesem Gedicht. Der jüngere Leuthold hat seinem älteren berühmteren Sangesgenossen eben vielfach freie Hand gelassen, um den ganzen Plan nicht zu gefährden. Und wenn Geibel in einem an Leuthold gerichteten Briefe sagt: „Ich habe mir die Aufgabe gestellt, alle bedeutenderen Gedichte der bedeutenden Dichter, unter Zuziehung der Originale (noch einmal) so durchzuarbeiten, daß sie sich, ohne der Treue dabei zu nahe zu treten, in Ausdruck, Satzbau, Wortstellung und Versfall vollkommen als deutsche Originale lesen lassen und habe dieses Vornehmen freilich mit einem großen Aufwande von Zeit, Mühe und Beharrlichkeit glücklich ausgeführt" — so muß andererseits doch auch mit allem Nachdruck auf die eigentliche schöpferische Uebersetzungskraft Leuthold's hingewiesen werden, der doch — wie allein schon aus der oben abgedruckten, von Geibel selbst aufgestellten Tabelle hervorgeht — der geistige Vater dieser Anthologie ist. Sowohl die Auswahl als auch die Verdeutschung verdanken wir in allererster Linie Leuthold.

Aehnlich wie mit dem Alfred de Vigny'schen „Horn" verhält es sich mit den übrigen Gedichten, deren Autorschaft Geibel sich in erster Linie zuschreibt. Von diesen Poesieen liegen mir in Leuthold'scher Originalübersetzung vor: „Maria", „Entsagung" und „Die Frauen" von Antoine Baptiste Brizeux, „Das Idol" I—V und „Paris" von Barbier, sowie Bruchstücke zu dem Alfred de Vigny'schen „Schnee". Die Gedichte „Maria" und „Die Frauen", sowie „Das Idol" findet der Leser im zweiten Haupttheil dieses Buches („Leuthold als literarhistorischer Essayist").

Das uns hier zunächst interessirende Gedicht „Entsagung" lautet in der Leuthold'schen Uebersetzung folgendermaßen:

Entsagung.

O möchtest künftig Du, wenn wir uns treffen, nicht
So schamroth und verwirrt auf Stirne und Gesicht[1])
Den weißen Schleier niedersenken,
An des Begleiters Arm nicht so Dich klammern bang[2])
Und, wie um mich zu flieh'n, geschwinder Deinen Gang
In abgeleg'ne Straßen lenken!

Wenn so mein Bild in Dir die Reu' aufwachen heißt,
Nach einem fernen Land, wohin Dein Wunsch mich weist,
Will ich in die Verbannung ziehen;
Glück, Frieden, Stütze einst war Deine Liebe mir,
Heut' soll mein Friede nicht den Deinen stören Dir[3]);
Befiehl nur, und ich werde fliehen.

Von Deines Auges Blau weicht dann der düst're Flor,
Aufgeh'n wird Dir der Tag, so strahlend wie zuvor,
Die Nacht wird kühlend Dich umfächeln;
Hingeben wirst Du Dich der Sicherheit, wie einst[4]),
Voll Lust und Unschuld ganz, die Du so hold vereinst
In Deines Mundes Zauberlächeln.

Ein Wort nur und ich geh'; doch bringst Du's über Dich,
In Deiner Nähe mich zu dulden — dulde mich!
Und bieg' ich je um Straßenecken,
Und fügt sich's, daß wir just[5]) uns gegenübersteh'n,
Geh' ohne Furcht vorbei, ich hab' Dich nicht geseh'n,
Kein Blick von mir soll Dich erschrecken.

Nur bitt' ich, laß mich schau'n[6]), indes Dein Tritt verhallt,
Von Ferne Deines Leib's anmuthige Gestalt,

---

[1]) Auf Stirn und Angesicht. — [2]) Dich klammern nicht so bang. — [3]) Es war mir Deine Lieb' einst Frieden, Hort und Licht, — Heut sei's mein Friede nicht, der Deinen unterbricht. — [4]) Harmlos und sicher wirst Du wieder ruh'n wie einst. — [5]) daß wir schnell uns gegenübersteh'n. — [6]) nur eins vergönne mir.

Wenn mich kein Zeuge kann belauschen[1]),
Daß an dem schlichten Gang, am Zauber ungeahnt,
An dem geheimen Reiz, woran dein Gang mich mahnt,
Sich meine Seele mag berauschen.[2])

Mein Herz wird jauchzen dann; von tausend Melodien
Wird eine Harmonie mein ganzes Sein durchzieh'n,
Mein Sehnen all' wird mit Dir schreiten;
Ein Heer von Wünschen soll zu Deinem Wohlergeh'n,
Wenn mich der Himmel hört, wie Engel ungeseh'n
An jenem Tage Dich begleiten.[3])

Zugegeben, daß die Geibel'schen Veränderungen (vielleicht mit Ausnahme der zweiten Hälfte der letzten Strophe) Verbesserungen sind, so daß die Nachbildung an Güte gewonnen hat, so wird doch jeder billig Urtheilende Leuthold das Hauptverdienst um die Verdeutschung zuschreiben müssen. Die Retouchirungen Geibel's sind für die harmonische Abrundung des Ganzen wohl von Bedeutung, können aber dem Lübecker Poeten nicht das Recht verleihen zu der Behauptung, er habe „überwiegenden Antheil" an der Uebersetzung. Wir stützen uns bei diesem Urtheile noch auf Folgendes: Eine Anzahl Poesieen aus den „fünf Büchern französischer Lyrik" — genau 43[4]) — sind in den achten Band von Geibel's „Gesammelten Werken" (Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, S. 33—110) übergegangen unter dem Titel: „Uebersetzungen französischer Lyrik vom Zeitalter der

---

[1]) Dem jugendlichen Reiz der lieblichen Gestalt — Aus scheuer Ferne nachzulauschen. — [2]) Am schwebend leichten Gang, bei dem man Flügel ahnt, — An all' dem Zauber laß, d'ran dieser Gang mich mahnt, — Noch einmal sich mein Herz berauschen. — [3]) Aufjauchzen wird es dann; ein Strom von Melodien — Wird hell wie Festgesang durch meine Seele zieh'n, — Die weit sich aufthut, wie vor Zeiten; — Und meiner segnenden Gedanken treue Schaar — Wird, so mich Gott erhört, wie Engel, unsichtbar, — Wohin Du wandelst, Dich begleiten.

[4]) Zwar finden sich im VIII. Band von Geibel's „Gesammelten Werken" einige Stücke mehr; doch stehen diese nicht in den „fünf Büchern französischer Lyrik" und sind vielleicht später verfaßt worden.

Revolution bis auf unsere Tage.“ Die specifisch Leuthold'schen Uebertragungen hat Geibel bei dieser Aufnahme, wie es ja in der Natur der Sache lag, vielfach unberücksichtigt gelassen, wovon man sich durch einen Vergleich von Geibel's Werken und den „fünf Büchern französischer Lyrik“ einerseits und den hier gegebenen authentischen Daten andererseits überzeugen kann. Er hat in erster Linie seine und dann die mit unserem Schweizer Poeten gemeinschaftlich vorgenommenen Uebersetzungen ausgewählt, worauf er in einer den Gedichten vorbemerkten Notiz hinweist, welche lautet: „Manche der nachstehenden Uebersetzungen sind von mir und Heinrich Leuthold gemeinschaftlich ausgearbeitet. Wo der Hauptantheil dieser Arbeit durch Leuthold ausgeführt wurde, habe ich die Stücke mit L. und G., wo ich selbst das Bedeutendere geleistet, mit G. und L. unterzeichnet.“ Auffallenderweise fehlt aber im achten Band der Geibel'schen Werke das hier in Betracht kommende Brizeux'sche Gedicht „Entsagung“. Ja, es fehlt daselbst der ganze Brizeux, also auch „Marie“ und „Die Frauen“. Hätte Geibel thatsächlich den „überwiegenden Antheil“ an der Uebertragung dieser Verse, so würde er — wie andere Gedichte aus den „fünf Büchern französischer Lyrik“ beweisen — wohl schwerlich ihre Aufnahme für seine Werke beanstandet haben. Das Gedicht „Marie“ der Geibel-Leuthold-Anthologie weist zwar mannigfache Varianten gegen den Leuthold'schen Urtext auf, immerhin ist aber — wie weiter unten dargethan wird — der Grundcharakter der Leuthold'schen Uebertragung gewahrt, und Geibel hat mit gutem Grund auch dieses Poem aus seinen Werken ausgeschlossen. Was endlich „Die Frauen“ (s. weiter unten) betrifft, so stimmt dieses Gedicht, wie es in dem gemeinsamen Buch der beiden Dichter steht, bis auf zwei Zeilen in der zweiten Strophe wörtlich mit der Leuthold'schen Verdeutschung überein. Also auch hier muß Geibel im Irrthum gewesen sein, als er jenen oben erwähnten Brief vom 13. April 1876 an Schoenermark schrieb. Daß er auch diese Verse seinen „Gesammelten Werken“ nicht einverleibt hat, spricht schon allein genug zu Gunsten des Schweizer Dichters. Die „Gesammelten Werke“ sind 1883

erschienen, Geibel selbst hat die Sichtung und Anordnung vorgenommen; er wird also seinen Irrthum hinsichtlich der Brizeux'schen Poesieen erkannt und diese demgemäß aus seinen Werken fortgelassen haben.

Auf Grund dieser Darlegungen darf man also auch die drei Uebertragungen von „Marie", „Entsagung" und „Die Frauen" Heinrich Leuthold zuschreiben.

Nun aber weiter. Es erübrigt noch, auf Alfred de Vigny's Gedicht „Das Horn" und „Der Schnee", sowie auf A. Barbier's „Das Idol" und „Paris" und auf Arsène Houssaye's „Frühlingsbilder" hinzuweisen, für deren Verdeutschung Geibel — nach dem Brief vom 13. April 1876 — ja den „überwiegenden „Antheil" beansprucht. Da ist es nun sehr auffallend, daß unter Vigny's „Horn" und „Schnee", unter Barbier's „Idol" und Houssaye's „Frühlingsbilder" in Geibel's „Werken" der Vermerk „L. u. G." steht; mithin hat Leuthold nach Geibel's eigenen Worten bei dieser Uebertragung „den Hauptantheil der Arbeit ausgeführt." Daraus folgt abermals, daß Geibel sich in dem Schreiben an Schoenermark geirrt hat. Für uns fällt damit die Aufgabe fort, die Geibel'schen Varianten zu diesen Uebersetzungen Leuthold's mitzutheilen.

Was nun Auguste Barbier's Poem „Paris" anbetrifft, so kann darüber folgende Mittheilung gemacht werden. Im Jahre 1859 erschien in dem „Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung" (Nr. 193 und 194, Seite 769—770 und 773—774) ein Artikel Heinrich Leuthold's über „Auguste Barbier", der unter anderem eine Verdeutschung von „Paris" enthält.*) Diese Nachbildung, welche mithin drei Jahre vor der Veröffentlichung der „fünf Bücher französischer Lyrik" erschien, lautet folgendermaßen:

Paris (La cuve).

Ein Höllenkessel ist, ein Ofen ist hienieden,
Er heißt Paris: da ist ein ewig Glüh'n und Sieden,

*) Auch „Das Idol" aus den „Jamben" von Auguste Barbier hat Leuthold hier in deutscher Nachbildung veröffentlicht.

Ein Schacht, ein weites Grab, aus Quadern aufgeführt,
Dreimal von eines Stroms erdfahlem Arm umschnürt,
Ein rauchender Vulkan, der Menschenmassen wälzen
Im Bauche muß und keucht, sie ewig umzuschmelzen,
Ein Schlund des Lasters, der, was mit dem Elend ringt
Und Auswurf jeden Volks mit gleicher Gier verschlingt,
Der, kommt der Schlamm in Fluß durch unsichtbare Gluthen,
Ihn stromweis' von sich speit, die Welt zu überfluthen.

In diesen Kothpfuhl tritt der rosige Sonnentag
Mit seinem reinen Fuß nur selten und nur zag;
Da summt und rauscht es stets und qualmt wie eine Esse,
Die dichter Dunst bedeckt, wie Schaum ein voll Gefäße;
Niemand schläft hier; das Hirn sinnt, müht sich unverwandt,
Sowie der straffe Strang des Bogens, den man spannt;
Auf drei lebt einer nur, der frei in Lüften endet;
Nie wird dem Sterbenden das letzte Oel gespendet,
Und blieb noch hie und da ein Heiligthum verschont,
So sagt es nur: einst hat auch hier ein Gott gewohnt.

Wie mancher Altar sank hier hin und ward geschändet,
Wie manch' Gestirn erlosch, eh' es den Lauf vollendet,
Wie manche Lehre fiel, noch ehe sie gereift,
Wie mancher Jugend ward die Blüthe abgestreift,
Wie manches Wagens Wucht hat junge Saat getödtet,
Wie manches Herrschers Grimm hat hier den Staub geröthet;
Die Revolution, im Fluge düster, groß,
Hier barst sie oft; allein — nur Blut enthielt ihr Schooß,
So daß dem Menschen, der nicht weiß, was thun, was lassen
Hier eine Gier nur blieb, die Gier, nach Gold zu fassen.

O Elend! muß denn heut nach tausendjährigen Wirren,
Umstürzen ohne Zahl, Versuchen, eitlem Irren,
Nach Thronen, die zerschellt und Purpur, der zerfetzt,
Nach Reichen, die wie Sand zerrannen — muß denn jetzt
Noch die Vagantin Zeit, die Alte, deren Fuß
Behaglich niedertritt, was einmal fallen muß,
Die manche Weltstadt schon, verfault in üppigem Laster,
Die Rom hinweggekehrt, wie Schmutz vom Straßenpflaster,
Muß heute noch die Zeit, zweitausend Jahre älter,
Ein Loch voll Kehricht seh'n, gleich Romas Kothbehälter?

Das gleiche Fieber hier, gleich große Gier und Lärmen
Der Geier, die das Aas des Kaiserreichs umschwärmen.
Und eine gleiche Schaar von bleichen Senatoren,
Heuchler und Kuppler auch, zu gleichem Fluch geboren,
Der gleiche Kirchenspott, vor Gutem gleiche Scheu,
Gleichgroßer Hang zum Spiel und Durst nach dem, was neu,
Gleich sittenloser Pomp, Schamlosigkeit, Gekreisch
Und gleiche Lüsternheit in Knochen und in Fleisch;
Ein Ueberfluß ist hier an Lastern, gleich enormen,
Nur fehlt Italiens Luft, der Zauber seiner Formen.

Der Pöbel von Paris, das ist der Straßenschreier,
Schmächtig, das Antlitz fahl, wie ein verschliff'ner Dreier,
Das ungezog'ne Kind, der Taugenichts, der träg'
Umstreunt*), auf Streiche sinnt, der gern auf seinem Weg
Die magern Hunde quält und pfeift und Gassenhauer
Hinsummt und schlüpfrig Zeug hinkritzt an jede Mauer;
Dies Kind glaubt nichts; es speit die Mutter an — und Gott
Und alle Heiligen sind ihm ein schnöder Spott;
Kurz, was nur liederlich, spukt in des Schlingels Hirn,
Das reife Laster ist's auf fünfzehnjähriger Stirn.

Zwar kühn ist er; ihn schreckt kein Donner der Kanonen,
Gleich einem Grenadier kaut er an den Patronen;
Freiheit! mit diesem Schrei trotzt er im Schlachtgetön
Den Kugeln; wenn er fällt, so fällt er stolz und schön.
Doch ebenso beherzt folgt er der Schaar der Meuter,
Zu jeder bösen That die Hände willig beut er;
Oft sieht er schadenfroh in aller Seelenruh'
Der Noth, dem bangen Schreck achtbarer Bürger zu,
Oft staub- und schweißbedeckt zischt, heult er mit der Rotte,
Und lästernd würf' er selbst den Stein nach seinem Gotte.

O Pöbel von Paris, herzlos verkomm'ne Rasse,
Die keck das Eisen schwingt und keck den Stein der Gasse!
Du Meer, deß' Zorngebrüll wie Todesahnung schlägt
An's Ohr des Zitternden, der eine Krone trägt,
Das himmelhoch drei Tag geschleudert seine Massen,
Dann wieder fiel und nun träg' daliegt und gelassen,

*) verschlendert. Anm. d. Verf.

Volk, einzig in der Welt, erschreckendes Gemisch
Von Greisensünden und von Jugendkraft, die frisch,
Volk, das mit Lastern spielt wie mit dem Tode! — immer
Staunt Dich die Menschheit an, doch sie begreift Dich nimmer!

Ein Höllenkessel ist, ein Ofen ist hienieden,
Er heißt Paris; da ist ein ewig Glüh'n und Sieden,
Ein Schacht, ein weites Grab, aus Quadern aufgeführt,
Dreimal von eines Stroms erdfahlem Arm umschnürt,
Ein rauchender Vulkan, der Menschenmassen wälzen
Im Bauche muß und keucht, sie ewig umzuschmelzen,
Ein Schlund des Lasters, der, was mit dem Elend ringt
Und Auswurf jeden Volks mit gleicher Gier verschlingt,
Der, kommt der Schlamm in Fluß durch unsichtbare Gluthen,
Ihn stromweis' von sich speit, die Welt zu überfluthen.

In den „fünf Büchern französischer Lyrik" steht das Gedicht in folgender Fassung:

Paris.

Ein Höllenkessel ist auf diesem Erdenrunde,
Er heißt Paris und dampft und qualmt zu jeder Stunde;
Ein wannenförm'ger Kreis, aus Quadern aufgeführt,
Drei Mal von eines Stroms erdfahlem Arm umschnürt;
Ein brodelnder Vulkan, der nimmermüden Hauches
Die Menschenmasse wälzt im Abgrund seines Bauches,
Ein Schlund, der, allem Schmutz des Lasters aufgethan,
Den Auswurf jedes Volks bestimmt scheint zu empfah'n,
Und der von Zeit zu Zeit, erhitzt von trüben Gluthen,
Aufkocht, mit seinem Schlamm die Welt zu überfluthen.

In diese Lache setzt der ros'ge Sonnentag
Den schimmernd weißen Fuß nur selten und nur zag;
Ein ewiges Getös steigt aus dem Kreis der Dächer
Im Nebel Tag und Nacht wie Schaum aus einem Becher;
Da ist kein Schlaf; das Hirn sinnt ewig angespannt,
Der Bogensenne gleich, gestrafft von Schützenhand.
Auf drei lebt Einer nur, der nicht in Lüsten endet,
Nie wird dem Sterbenden das letzte Oel gespendet,
Und blieb noch hie und da ein Heiligthum verschont,
So sagt es nur: auch hier hat einst ein Gott gewohnt.

Wie mancher Altar ward gestürzt hier und geschändet!
Wie manch' Gestirn erblich, bevor's den Lauf vollendet!
Wie manche Lehre fiel, noch ehe sie gereift!
Wie mancher Tugend ward die Blüthe abgestreift!
Wie manch' Triumphgespann hat hier die Saat getödtet,
Wie manches Thrones Schmach den Staub umher geröthet!
Die Revolution, die Wolke schwarz und groß,
Hier barst sie oft; allein nur Blut enthielt ihr Schooß,
So daß der Mensch, bedräut von ew'gen Schicksalsläufen,
Sich nur der einen Wuth noch hingiebt, Gold zu häufen.

O Elend! Muß denn heut' nach soviel Wahn und Qual,
Irrfahrten ohne Rast, Umstürzen ohne Zahl,
Nachdem so mancher Thron, manch' stolzes Königsbildniß
Verloren ging im Sand, im hohen Gras der Wildniß,
Muß die Vagantin Zeit, die Greisin, deren Fuß
Gleichgültig niedertritt, was untergehen muß,
Die manche Weltstadt schon, verfault in üpp'gem Laster,
Die Rom hinweggekehrt, wie Schmutz vom Straßenpflaster,
Muß sie, gealtert heut' um zwei Mal tausend Jahr,
Noch eine Hölle schau'n, wie jene röm'sche war?

Derselbe Taumel hier wie dort, dasselbe Lärmen
Der Geier, die das Aas des Kaiserreichs umschwärmen!
Dieselbe Gier, die frech, was heilig ist, entweiht
Und den Orakeln taub nach Brod und Spielen schreit!
Dieselbe Kriecherei furchtbleicher Senatoren
Und feiler Sklavenbrut, zu List und Trug verschworen!
Derselbe Lasterpomp, der schamlos sich entblößt!
Dieselbe Lüsternheit, die Fleisch und Knochen löst!
Gleich riesig dort wie hier Verbrechen, Lug, Gemeinheit!
Nur fehlt Italiens Luft und seiner Formen Reinheit.

Dein echt Geschlecht, Paris, das ist der Straßenschreier,
Halbwüchsig, schmutzigfahl, wie ein verschliff'ner Dreier,
Das ungezog'ne Kind, der Taugenichts, der träg'
Verschlendert Tag um Tag, der gern auf seinem Weg
Die magern Hunde quält, und, seinen Gassenhauer
Sich pfeifend, schlüpfrig Zeug hinkritzt an jede Mauer.
An nichts glaubt dieses Kind; es speit die Mutter an,
Der Himmel dünkt ihm nur ein abgeschmackter Wahn;

Was zuchtlos nur und frech spukt in des Burschen Hirne,
Dem reif das Laster steht auf fünfzehnjähr'ger Stirne.

Doch ist er kühn; ihn schreckt kein Donner der Kanonen,
Gleich einem Grenadier kaut er an den Patronen;
Freiheit! mit diesem Ruf trotzt er im Schlachtgedröhn
Den Kugeln; wenn er fällt, so fällt er stolz und schön.
Doch laß des Aufruhrs Sturm durch seine Gasse fahren,
So folgt er ebenso beherzt den Meuterschaaren;
Da schreckt er schadenfroh, vom bösen Geist erfaßt,
Mit drohendem Geheul den Bürger aus der Rast
Und schleudert, schwarz von Staub, voran der wüsten Rotte,
Die Läst'rung und den Stein zugleich nach seinem Gotte.

O Pöbel von Paris, herzlose Brut des Lasters,
Die keck das Eisen schwingt und keck den Stein des Pflasters,
Du Meer, des Zorngebrüll, wenn es im Sturm erwacht,
Auf der gekrönten Stirn den Goldreif zittern macht,
Das himmelhoch drei Tag' emporwirft seine Massen,
Und wieder fällt und träg' sich hinstreckt und gelassen,
Volk, einzig in der Welt, in dem sich räthselhaft
Mit Greisensünden mischt beschwingte Jugendkraft,
Das mit Verbrechen spielt und mit dem Tode — immer
Erstaunt vor Dir die Welt, doch sie begreift Dich nimmer.

Ein Höllenkessel ist auf diesem Erdenrunde,
Er heißt Paris und dampft und qualmt zu jeder Stunde;
Ein wannenförm'ger Kreis, aus Quadern aufgeführt,
Drei Mal von eines Stroms erdfahlem Arm umschnürt;
Ein brodelnder Vulkan, der nimmermüden Hauches
Die Menschenmasse wälzt im Abgrund seines Bauches,
Ein Schlund, der, allem Schmutz des Lasters aufgethan,
Den Auswurf jedes Volks bestimmt scheint zu empfah'n,
Und der von Zeit zu Zeit, erhitzt von trüben Gluthen,
Aufkocht, mit seinem Schlamm die Welt zu überfluthen.

Geibel hat hier allerdings vielfach durchgreifende Aenderungen vorgenommen, die vorwiegend Milderungen im Ausdruck sind. Die Frage, ob dadurch der Timbre des Originals an Treue eingebüßt hat, mag hier unentschieden bleiben. Der „wortgewaltige Jambenschleuderer,“ der keck und pathetisch gegen den ersten

Bonaparte dichtete, war bei seinen satyrischen Feldzügen durchaus nicht scrupulös in der Anwendung schlagkräftiger Kernausdrücke. Mißt man die Leuthold-Geibel'sche Uebersetzung mit dem rein ästhetischen Maaßstab, dann allerdings neigt man sich dem zarten und feinen Geibel zu.

Somit haben wir klargestellt, wie weit Geibel an der Uebersetzung der oben genannten acht Gedichte betheiligt ist. Bevor wir aber das gemeinsame Werk der beiden Sangesgenossen verlassen, muß noch erwähnt werden, daß Geibel sich außer in den bereits einzeln angeführten Fällen noch zweimal widerspricht. Während er nämlich in dem Schreiben an Schoenermark von Lamartine's „Der See“ und „Buonaparte“ nichts Namentliches erwähnt, woraus also stillschweigend die Autorschaft Leuthold's folgt, findet sich unter diesen Poesieen in Geibel's Werken (8. Band, S. 41 und 42) der Vermerk: "G. u. L.“, das bedeutet also: Geibel habe das Bedeutendere geleistet. Dasselbe Zeichen findet man unter Viktor Hugo's Gedicht „Mazeppa“ (S. 59). Es wird deshalb den Freund der Leuthold'schen Muse interessiren, die Lesart des Schweizer Dichters kennen zu lernen. Der ursprüngliche Text zu Lamartine's „Der See“ liegt mir nicht vor; dagegen bin ich in der Lage, „Buonaparte“, das Leuthold selbst in der mehrfach erwähnten „Süddeutschen Zeitung“ (Morgenblatt vom 31. Oktober 1862) veröffentlicht hat, sowie das berühmte Gedicht „Mazeppa“ des Verbannten von Jersey, ebenfalls von Leuthold selbst in der „Süddeutschen Zeitung“ (Morgenblatt vom 28. Oktober 1862) publicirt, weiter unten in der Leuthold'schen Verdeutschung darzubieten.

Aus all' diesen Untersuchungen darf man als Resumée folgenden Schluß ziehen: Die „fünf Bücher französischer Lyrik“ sind Leuthold's Werk. Zu den 104 Poesieen, welche das Buch enthält, hat Geibel 29 Gedichte beigesteuert, Leuthold's ausschließliches Eigenthum sind 67 Gedichte, bei den restirenden acht Nummern hat nach Geibel's eigenem Zeugniß Leuthold die Hauptarbeit geleistet. Doch hieße es ungerecht sein, wollte man

mit diesen dürren Worten Geibel's Verdienst um das Zustandekommen dieser Anthologie, die in mehr als einer Hinsicht eine Mustersammlung moderner Uebersetzungskunst ist, abthun. Geibel's eigene Beiträge sind durchgehends werthvoll und tragen viel dazu bei, dem Buche seine Bedeutung zu verleihen.

Wie hoch der Werth dieser Chrestomathie bei ihrem Erscheinen veranschlagt wurde, zeigt die ausführliche Würdigung, welche dieses Buch damals von seiten einer einsichtsvollen und maßgebenden Kritik gefunden hat. Es ist von mehr als rein literarhistorischem Interesse, es ist, nachdem jetzt Leuthold's Schaffen an dem Buche klargelegt ist, von Bedeutung für den Nachruhm des Verfassers der „Rivieralieder", zu lesen, wie rückhaltlos schon damals seine poetische Sendung anerkannt worden ist. Freilich: ob diese Würdigung auch dann, wenn Geibel's Name auf dem Titelblatt gefehlt hätte, so warm und entgegenkommend gewesen wäre, mag dahingestellt bleiben. Vor fast einem Vierteljahrhundert allerdings wußten nur wenige Eingeweihte, daß der Löwenantheil an dem Buche Leuthold zufalle; Geibel's Ruhmessonne, die culminirte, strahlte weithin und erwärmte auch die laue und zurückhaltende Kritik. Die wissenschaftliche Beilage zu Nr. 41 (10. Februar 1863) der Augsburger, jetzigen Münchener „Allgemeinen Zeitung" schrieb:

„Es mag immerhin zu bedauern sein, daß es die beiden Poeten unterlassen haben, im Inhaltsverzeichniß oder durch Namensunterschrift vor dem Publikum den Antheil eines jeden an der Sammlung unterschiedlich zu kennzeichnen; für einen zum ersten Mal neben einer fertigen Renommée auftretenden Autor ist es jedenfalls das ehrenvollste Zeugniß, wenn ein Dichter wie Geibel, ein Virtuos der Formenbildung, seine eigenen Leistungen mit denen des jüngeren Freundes unterschiedlos zu mischen nicht ansteht — eine Ehrenbezeigung, die dem Meister wie dem Neuling nur Achtung eintragen kann. Emanuel Geibel vollzieht abermals mit Herausgabe dieses gemeinsam unternommenen Bandes eine der schönsten Tugenden, welche, neben würdiger

Bewahrung seines eigenen Ruhmes, der Eigenthümer eines fest gegründeten Rufes ausüben kann: er reicht einem echten Talent die kundige, Vertrauen sichernde Hand, um ihm den dornenvollen Weg in die Oeffentlichkeit zu erleichtern. Daß wir in Heinrich Leuthold ein solches Talent zu begrüßen haben, kann nach Einsicht in das vorliegende Werk keinem Zweifel unterliegen, kann um so weniger einem Zweifel unterliegen, wenn wir, aus der Fertigkeit auf die Uebung schließend, die Menge ungedruckter Verse ahnen, welche der Erreichung solch' außerordentlicher Technik vorhergegangen sein müssen . . . Nun mag manch' einer einfallen: was ist es denn auch Großes mit lyrischen Uebersetzungen? Dazu braucht man noch kein Poet zu sein! Wir denken anders; ein Gedicht übersetzen heißt: das was ein fremder Dichter durch Inspiration empfangen, durch Erfindung erweitert und bereichert, durch seinen künstlerischen Verstand zur inneren Form gegliedert und durch die Macht seiner Ausführung zum absoluten Ausdruck gebracht hat, im Geist unserer Sprache nachzuempfinden und ihm in diesem abermals, und zwar in dem Geist unserer Sprache, zum absoluten Ausdruck zu verhelfen. Der absolute Ausdruck aber, diejenige Form, welche unter allen Möglichkeiten der Formgebung als die dem Gedanken oder der Empfindung eigenste erfunden werden muß, ist noch mehr als lexikaler Wortverstand, glatter Vers und reiner Reim, und diesem zu genügen, sei's für fremde oder eigene Eingebung, Erfindung und Disposition, dazu bedarf es eines Dichters." Dann geht der Kunstrichter zu dem Buche selbst über und behauptet, daß es „mit jeder existirenden Sammlung verdeutschter Lyrik kühn und glücklich den Vergleich bestehen wird," daß „dieser Band seiner äußeren Form nach nur in zählbaren Ausnahmefällen den Leser daran gemahnt, daß man es mit Uebertragungen aus einer fremden Sprache zu thun habe." Der Verfasser bespricht hierauf Dichter für Dichter. Wir wollen von seinen Darlegungen einige hier mittheilen und zwar jene, die für Leuthold's Mitarbeit bedeutsam sind. Viktor Hugo, der Heiland der französischen Romantiker, ist in der Sammlung mit

dreizehn Gedichten vertreten, „welche sowohl in ihrer Auswahl so bezeichnend für diese merkwürdige Erscheinung der modernen Literatur, als auch mit so liebevollem Fleiße, mit so feiner Virtuosität verdeutscht sind, daß sie den Verfassern Dank eintragen müssen.“ Der Leser wird sich entsinnen, daß die Mehrzahl dieser Viktor Hugo'schen Poesieen von Leuthold übertragen ist. Von „Mazeppa“ besonders sagt der Kritiker, daß dieses mit prätentiösen Gleichnissen überladene, durch einschachtelnde Periodisirung verwickelte Poem der äußeren Wiedergabe nach als ein Meisterstück der Uebersetzungskunst betrachtet werden kann: „Die Lust des Uebertragens muß sich zu einer leidenschaftlichen Wuth gesteigert haben, wenn ihr über der Nachdichtung eines so mühsam zu bewältigenden, an sich doch widerwärtigen Vorwurfs nicht Lust und Fleiß abhanden kommt.“ Namentlich wird in dieser Würdigung der verdeutschte Béranger hervorgehoben. „Immer wird es ganz außerordentlichen Schwierigkeiten unterliegen, die leichtbewegliche Durchsichtigkeit, die sangbare Einfachheit der Béranger'schen Ausdrucksweise, welche seine Lieder, kaum aus dem Haupte des Dichters geboren, zu Volksliedern machte, mit Glück und ohne dem Sinn zu schaden, in einer anderen Sprache wiederzugeben; denn jede Uebersetzung wird mehr oder minder den Stempel der Kunstpoesie nicht verheimlichen können. Dem Leser aber den Schweiß der Arbeit zu verbergen, ist ja die letzte Schwierigkeit aller Kunst. In dieser unserer Ansicht bestärkt uns der Umstand, daß in dieser Auswahl gerade die mühsamsten Aufgaben am gelungensten gelöst sind. „Die Nachtigallen“, „Die Zigeuner“, „Rosette“, „Verwünschter Frühling“, „Der alte Sergeant“, „Nach Griechenland“, „Lebewohl“ sind lauter echte Perlen, aber der wahre Béranger findet sich vor allen im „König von Yvetot“, „Dachstübchen“, „An meine Freunde, als sie Minister geworden waren“, „Lebewohl dem Ruhm“, „Die Schneckenzunft“, „Die Ameisen“. Als die gelungensten Uebertragungen erscheinen uns die des „Königs von Yvetot“, der feinen Satire gegen den nimmersatten Bonapar=

tismus, und „Die Ameisen“.“ Man wird sich leicht vergegenwärtigen, daß die den „echten Béranger“ ausmachenden Poesieen ausnahmslos von Leuthold verdeutscht sind. Bezeichnend ist übrigens folgender Passus, welcher sich auf ein „in courfähiger Sprache verpöntes Wörtchen“ bezieht, dessen Uebersetzung „lebhaft an die officiellen Feigenblätter der Münchener Glyptothek erinnert“: „Wenn man bei der Zusammenstellung des Buches die Rücksicht auf das Gutachten der Mädchenvormünder und Fräuleininstitute nicht außer Acht lassen wollte — war es nicht rathsamer, dieses schöne Gedicht („Die Ameisen“) gleich ganz wegzulassen, als seine ehrliche Wirkung also zu bemänteln?“ Ob dieser Passus sich inhaltlich mit dem deckt, was wir oben von Geibel's ausdruckmildernder Thätigkeit sagten?

„Das Beste, was ihre Uebersetzertüchtigkeit vermochte“ — heißt's gegen den Schluß hin — „haben die beiden Autoren im vierten Buch geleistet, welches ‚Idylle und Satyre‘ überschrieben ist“. Aus den von uns gegebenen Nachweisen weiß der Leser, daß das vierte Buch der französischen Anthologie fast ausschließlich von Leuthold verfaßt ist; ihm fällt also auch jenes Lob fast ausschließlich zu. Im Schlußabsatz der angezogenen Besprechung in der „Allgemeinen Zeitung“ sagt der Kunstkritiker von dem Buche: „So wenig umfangreich es auch an Seitenzahl scheint, so hat es doch zwei deutschen Männern mehr gute Zeit und künstlerischen Fleiß gekostet, als mancher dreimal dreibändige Roman.“

Es ist im Verlaufe unserer Auseinandersetzungen verschiedene Male mit gebührender Anerkennung auf Geibel's formale Thätigkeit an den „fünf Büchern französischer Lyrik“ — soweit die Leuthold'schen Uebersetzungen davon berührt sind — hingewiesen worden. Freudig und neidlos hat der Schweizer Poet diese Seite von Geibel's dichterischem Schaffen anerkannt. War es doch ein Hauptzug in dem Wesen Leuthold's, ein schöner Zug, der uns mit manchen Schwächen des Wetzikoner Bauernsohnes aussöhnt, daß er bis in seine spätesten Tage neidlos das wirkliche Talent nicht nur als solches gelten ließ, sondern mit herzinniger Freude an seinem Schaffen theilnahm.

„Karg nur maßt ihr das Glück mir, ihr Götter; doch dank ich euch eines:
Daß ich mich neidlos des Glücks andrer zu freuen vermag“ —

heißt es in einem Leuthold'schen Spruch. Geibel hat bei seinem Schweizer Genossen stets in hohen Ehren gestanden, wie Leuthold's kunstvollendetes, inhalttiefes Sonett auf Geibel beweist:

„An Emanuel Geibel.

Ganz kennst Du uns're Zeit, doch, fremd der Spaltung
Der wogenden Partei'n und ihrem Toben,
Hast Du gewendet Deinen Blick nach oben
In selbstbewußter, priesterlicher Haltung!

Ein schönes Bild harmonischer Entfaltung
Hast Du uns, Unvergänglicher, gewoben
Und ein Mal noch auf ihren Thron gehoben
Die Kunst durch formvollendete Gestaltung!

Das Lied ist Dir wie wenigen gelungen;
Die ernste Weisheit auch ward Dir gegeben:
Du hobst den gold'nen Schatz der Nibelungen.

Nicht einer Zeit, die rasselt, gilt das Streben
Des Dichters, der für alle Zeit besungen
Das, was unendlich ist im Menschenleben —“

— wie es hervorgeht aus Leuthold's Autobiographie („Es ist mir bei diesem Anlaß eine angenehme Pflicht zu erklären, daß ich während eines langjährigen ununterbrochenen Umganges mit Geibel demselben jede Art geistiger Anregung und materieller Hülfe und die mannigfachsten Beweise von Noblesse der Gesinnung und uneigennütziger, aufopfernder und treuer Freundschaft verdanke“), — wie es endlich aus folgenden Strophen erhellt, die früher im „Deutschen Dichterheim“ veröffentlicht sind.

Auf Emanuel Geibel's Jugenddichtungen.

Und wenn auch nicht dem Bergstrom gleich sein Lied in euren Ohren braust,
Und rüttelt er auch nicht am Bau der Zeit mit rauher Eisenfaust,

Und schwingt er auch die Fackel nicht, doch lieb' ich ihn und halt' ihn hoch,
Er ist ein keuscher weißer Schwan, er ist der Schönheit Priester doch!
Schön ist er, schön in jedem Zug, in seines Geistes frischem Wehn,
Im Schmerze seines Negerweibs, in seinem Alten von Athen.
Vor Allem aber ist er schön in seines Nordens reinem Hauch;
Die Lerche singt, die Rose blüht und tief im Herzen blüht es auch.
Er führt Euch ein in's Sagenreich, in träumende Waldeinsamkeit,
Und Eure Seele löst sich auf und schwebt empor, vom Stoff befreit,
Rings weht's so kühl, so märchenhaft, indeß ob Euch der Himmel blaut,
Es tritt die Poesie einher, wie eine hohe, keusche Braut;
Sie schließt Euch alle Räthsel auf, die tiefen Räthsel der Natur,
Doch was Euch wundersam bewegt, Ihr wißt es nicht, Ihr ahnt es nur.
Die deutsche Jungfrau, blaugeäugt, in ihrer Locken blondem Gold,
Sie ist der weißen Lilie*), dem reinen deutschen Dichter hold;
Wie zu Gebet- und Psalmenbuch, flieht sie zu ihm aus dem Gewühl,
Sie nimmt ihn mit in ihr Gemach und legt ihn unter ihren Pfühl,
Und schleicht der Liebe erster Lenz sich über Nacht in ihr Gemüth,
So ist's ein Geibel'sches Gedicht, das lind durch ihre Seele zieht.
Ihr glaubt, daß keine Blume mehr auf unserm deutschen Boden sprießt,
So lang sich noch ein solcher Quell befruchtend durch das Land ergießt?
O nein, o nein, ich sage Euch: es nahet uns ein Ostertag,
Nachdem auf Deutschland allzulang der Winter der Verneinung lag!
Er aber ist die Lerche, die im Frühroth ihre Flügel wiegt,
Indeß noch unter ihm die Welt in starrem Schlaf des Winters liegt.

Wer sich mit den „Fünf Büchern französischer Lyrik" eingehender beschäftigt, dem wird es nicht schwer fallen, den Uebersetzer aus den einzelnen Gedichten zu erkennen. Die farbenglühenden, üppig schönen Schilderungen stammen durchgehends von Leuthold, der lebhafte Farben auf seiner Palette hatte und es liebte, hin und wieder à la Makart zu malen, ohne jedoch dem sinnlichen Moment ein Uebergewicht über das rein seelische, ideale zuzugestehen. Geibel's dichterische Gluth wird gebändigt von maßvollerem Empfinden, ja man darf von mancher Stelle sagen, von einem gewissen akademischen Maaß. So übertrieben und einseitig auch der bekannte Vorwurf ist, Geibel sei der deutsche Backfisch-

*) Lilie — das Geibel'sche Familienwappen.

lyriker, so liegt cum grano salis dieser Behauptung doch eine gewisse Wahrheit zu Grunde. Das Zarte, Aetherische in Geibel's dichterischem Naturell, das namentlich seinen Jugenddichtungen ein charakteristisches Gepräge verleiht, macht sich naturgemäß auch in seinen Uebersetzungen geltend. Leuthold nennt es in dem oben mitgetheilten Gedicht sehr treffend „des Nordens reinen Hauch". Unser Poet aber, mehr ein Kind des sonnigen Südens, wo er zugleich in seinen besten Jahren geweilt, erinnerte, wie in seinem äußern Wesen, dem leicht gebräunten Antlitz, so auch in seinem poetischen Schaffen mehr an die gluthathmenden südländischen Dichter. Singt Geibel von Eichenrauschen und Mondesglanz, von zerfallenen Ritterburgen, so besänftigen Leuthold's wildes Herz säuselnde Cypressen und stolze Pinien, rosen- und weinumlaubte Vignen; und er fühlt unter der südländischen Sonne Mittagsstrahlen seine Seele von Poesie und Liebe überfluthen. Leuthold's Kunstschöpfungen brilliren durch eine feurig-wuchtige Sprache, während Geibel's Uebersetzungen durch zarte duftige Stimmung und durch ein Empfinden, das von streng künstlerischen Grundsätzen gedämpft wird, sich auszeichnen. Auf diese Eigenthümlichkeit hat auch der vor einigen Jahren verstorbene Professor J. V. Zingerle (Innsbruck), dem ich wegen seines tiefen Interesses an Leuthold selbst und wegen seiner Mittheilungen zu meiner Leuthold-Biographie ein dankbares Andenken bewahren werde, in seinen naturfrischen „Schildereien aus Tirol"*) hingewiesen, wo es heißt: „Mit liebevoller Hingabe versenkte ich mich damals in die Lectüre der ‚Fünf Bücher französischer Lyrik' 2c. Obwohl die Angabe des Uebersetzers bei den einzelnen Gedichten fehlt, fand ich die Leistungen unseres Dichters, den ich ja kennen gelernt, mit Sicherheit heraus. Leuthold tritt viel kräftiger und sinnlicher, gewandter und origineller auf, als der feinere und weichere Geibel. Leuthold zeigt sich als Uebersetzungskünstler ohne gleichen. Wer ihn kennt und zum Beispiel die Strophe liest:

*) Innsbruck. II. Band. S. 3.

„Einst liebt' ich bloß an ihr den Liebreiz der Gestalt,
Des morgenfrischen Munds bezaubernde Gewalt,
Das dunkle Haar, die feinen Linien,
Die mir das Ebenmaaß des schönsten Leibs gezeigt,
Der zagend, wie im Wind die Weide, bald sich neigt
Und bald erhebt, gleich stolzen Pinien —"

müßte dieselbe Leuthold zuerkennen, selbst wenn der Name Geibel darunter stände. Das Meiste und Beste in diesem Kleinode deutscher Uebersetzungskunst gehört wohl Leuthold an."

Ja, kräftiger und sinnlicher, gewandter und orgineller ist Leuthold als Uebersetzer. Die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte und von denen man beim Lesen meint, Leuthold müsse sie mit spielender Leichtigkeit gehoben haben, so flott und keck sind seine Verdeutschungen abgefaßt, diese Schwierigkeiten kann nur der ahnen und erkennen, der sich selbst mit einer derartigen Kunstthätigkeit befaßt hat. Interessant dürfte es sein, die beiden Dichter dasselbe Gedicht übertragen zu sehen. Der Zufall kommt uns hier zu Hülfe. Leuthold und Geibel haben beide Lord Byron's «A Song»*) verdeutscht; das Gedicht erfordert eine nicht geringe dichterische Kraft, um gut übersetzt zu werden, und ist deßhalb als ein willkommenes Beispiel dafür zu betrachten, wie jeder von unsern Dichtergenossen seine Aufgabe gelöst hat. Um einen möglichst klaren Einblick zu bekommen, setzen wir das Original voran:

A Song.

Fill the goblet again! for I never before
Felt the glow which now gladdens my heart to its core;
Let us drink! — Who would not? — Since, through life's varied round,
In the goblet alone no deception is found.

---

*) The Complete Works of Lord Byron, including his suppressed poems. With several pieces in prose and verse. Now first published. Paris. Baudry's European library. 1833. Voll. II, p. 396.

I have tried in its turn all that life can supply,
I have bask'd in the beam of a dark rolling eye;
I have loved! — Who has not? — But what heart can declare
That pleasure existed while passion was there?

In the days of my youth — when the heart 's in its spring,
And dreams that affection can never take wing,
I have friends! — Who has not? — But what tongue will avow
That friends, rosy wine, are so faithful as thou?

The heart of a mistress some boy may estrange;
Friendship shifts with the sun-beam; thou never canst change:
Thou grow'st old! — Who does not? — But on earth what appears,
Whose virtues, like thine, still increase with its years?

Yet if blest to the utmost that love can bestow,
Should a rival bow down to our idol below,
We are jealous! — Who's not? — Thou hast no such alloy;
For the more that enjoy thee, the more we enjoy.

Then the season of youth and its vanities past,
For refuge we fly to the goblet at last;
There we find — Do we not? — In the flow of the soul,
That truth, as of yore, is confined to the bowl.

When the box of Pandora was open 'd on earth,
And Misery's triumph commenced over Mirth,
Hope was left! — Was she not? — But the goblet we kiss,
And care not for Hope who are certain of bliss.

Long life to the grape! for when summer is flown,
The age of our nectar shall gladden our own;
We must die! — Who shall not? — May our sins be forgiven,
And Hebe shall never be idle in Heaven!

Geibel hat es folgendermaßen übersetzt:

Trinklied.

Füllt nochmals den Becher! Nie war mein Gemüth
So rein von Behagen, wie heute, durchglüht.
Laßt uns trinken! — Wer trinkt nicht? — Die Welt ist voll Schein
Und nichts ohne Falsch, als der Becher allein.

Ich hab' Alles versucht, was das Leben erwärmt,
Hab' im Strahle des dunkelsten Auges geschwärmt,
Hab' geliebt — und wer liebt nicht? — Doch unter dem Mond
Wer fand schon das Glück, wo die Leidenschaft wohnt?

In den Tagen der Jugend, wann's lenzt in der Brust
Und daß Neigung entflattert, ihr nimmer bewußt,
Hatt' ich Freunde — wer nicht? — Doch wer giebt mir nicht zu,
Kein Freund, ros'ger Wein, sei so treu uns, wie Du!

Die Geliebte bethört wohl ein glattes Gesicht,
Mit der Sonne flieht Freundschaft; Du änderst Dich nicht.
Du alterst — wer nicht? — Doch wer nimmt, so wie Du,
Mit den Jahren an Adel und Tugend nur zu?

Und gewähr' uns die Lieb' auch ihr feurigstes Glück,
Hebt ein Andrer zu unsrer Erkor'nen den Blick:
So ergrimmt's uns — wen nicht? — Du bist frei von Verdruß,
Denn je mehr Dich genießen, je größrer Genuß!

Doch schwanden dann Jugend und Thorheit zumal,
Da winkt uns erst recht als ein Hort der Pokal,
Und wir suchen — wer läßt's? — mit begeistertem Sinn
Im Weine die Wahrheit und finden sie drin.

Als Pandora's Gefäß sich auf Erden entleert
Und vertrieben die Freuden zum Himmel gekehrt,
Blieb die Hoffnung — für wen doch? — Wir schlürfen im Schaum
Des Bechers die Lust und verschmähn ihren Traum.

Hoch lebe der Rebstock! Im herbstlichen Frost
Sei das Alter des Nektars dem unsern ein Trost!
Und der Tod — wer entrinnt ihm? — mag Gott uns verzeihn!
Und Hebe kredenz' uns im Himmel den Wein.

Und nun Leuthold!

Trinklied.

Füllt wieder den Becher! noch nie hat wie heut'
Dies flüssige Feuer das Herz mir erfreut.
Auf, trinket! — wer trinkt nicht? — es thut nur der Mund
Weinduftender Becher die Wahrheit uns kund.

Das Leben genoß ich mit hastiger Gier,
Mild ruhten die sonnigsten Augen auf mir;
Ich liebte! — wer liebt nicht? — Doch Wonne kaum fühlt
Das Herz, d'rin die lodernde Leidenschaft wühlt.

Ich hatt' in der Jugend die Seele voll Mai;
Im Wahn, daß das Band ein unsterbliches sei,
Auch Freunde — wer hat nicht? — doch Du bist allein
Ein Freund, der mir treu blieb, Du rosiger Wein!

Ein Andrer das Herz der Geliebten besticht,
Die Freundschaft geht unter, Du änderst Dich nicht;
Alt wirst Du — wer wird's nicht? — doch wer nimmt, wie Du,
Mit Jahren an Werth nur und Tugenden zu?

Wir werden, was uns die Geliebte auch beut,
Sobald ihres Reizes ein Andrer sich freut,
Voll Mißgunst — wer wird's nicht? — beglückender find'
Ich Dich nur, je mehr der Genießenden sind.

Und welkt einst der Lenz und das Jugendgefühl,
Uns bleibt beim Pokal doch ein letztes Asyl;
Wir finden — wer fand's nicht? — — das köstliche Gut
Der Weisheit in seiner beseelenden Fluth.

Als einst aus der Büchse Pandora's ein Flug
Von Uebeln entstieg und den Frohsinn erschlug,
Blieb Hoffnung — wer hofft nicht? — doch braucht solchen Trost
Der Glückliche nicht, der den Becher liebkost.

Lang lebe der Wein! — da der Sommer nicht währt,
Vom Alter des Nektars sei unsers verklärt.
Wir sterben — wer stirbt nicht? — Gott gnad' uns gesammt,
Und willig im Himmel üb' Hebe ihr Amt!

Wem von beiden Dichtern die Palme gebührt, wird der Leser nach den voraufgegangenen Genüssen unschwer zu entscheiden wissen. Als Sänger von Trinkliedern reicht Geibel bei Weitem nicht an Leuthold heran, der das Leben eines fahrenden Landsknechtes gewissermaßen praktisch durchgekostet hat; es sei nur an die Stuttgarter und Münchener Periode erinnert, wo er in Weinhäusern die „starrsinnigen Schwaben“ — wie er sie in einem

Brief nennt — und die lebenslustigen Münchener Kinder mit dem Wohllaut seiner Poesie sättigte und sich selbst am Weine schadlos hielt. Die funkelnde Goldkrone seiner wohllautüppigen, weinduftenden Lieder ist ohne Zweifel das „Trinklied eines fahrenden Landsknechts".

Auch als satyrischer Dichter kann Geibel durchaus nicht den Vergleich mit ihm aushalten. Die Satyre stak Leuthold tief im Blut, und es ist nur bedauerlich, daß gerade dieser Zug später in ihm zu dämonischer Herrschaft gelangte, ein Element, das ihn mit in seinen tragischen Untergang trieb. Wenn man sich dieser Eigenthümlichkeit Leuthold's erinnert, so wird man uns auch darin beipflichten, daß er besonders für die Uebertragung von satyrischen Gedichten veranlagt war. Von diesem Gesichtspunkte aus kann man bei den Gedichten satyrischen Charakters in der Geibel-Leuthold-Anthologie mit ziemlicher Sicherheit die Autorschaft feststellen. Das gilt namentlich von den schwungvollen Darbietungen eines Barbier, Brizeux, Victor Hugo 2c.

Leuthold's dichterisches Schaffen hat in den letzten Jahren, wie die kürzlich erschienene neue Auflage seiner Gedichte beweist, in Nord und Süd, in Ost und West neue Freunde sich erworben. Leuthold verdient es; es ist ihm gelungen, in seinen Uebersetzungen, die uns hier am meisten interessieren, die Schönheit, die das Auge entzückt, zu vermählen mit jener, welche die Seele erhebt. Mit uneigennütziger Aufopferung hat Leuthold dem Kunstschönen gedient; es gilt von ihm sein eigenes Wort:

„Gesegnet bist Du, Kunst! Du kannst das Sinnen,
Das schöpf'rische, des Weltengeists belauschen,
Die großen Völkerströme hörst du rauschen
Und hörst den Quell in jedem Herzen rinnen. —

Dir gab ein Gott, das Flücht'ge festzuhalten
Und mit dem Tod das Leben zu versöhnen."

Leuthold als literarhistorischer Essayist.

Mit Leuthold's rein poetischer Production im inneren Zusammenhang steht seine Thätigkeit als Uebersetzer, und diese wiederum ist innig verwandt mit seinem literar-historischen Kunstschaffen, von dem bislang nur in eingeweihten Kreisen Näheres bekannt war. Und doch verdienen seine literarischen Aufsätze in unseren Tagen, wo die Poesie nicht mehr innerhalb bestimmt bezeichneter Grenzpfähle gebannt ist, wo ein reger Austausch dichterischer Erzeugnisse zwischen den civilisirten Völkern stattfindet, besondere Beachtung, und es wird für den Literaturfreund eine Quelle geistiger Anregung sein, von diesen Essays Leuthold's Kenntniß zu empfangen. Noch nach des Poeten Tod war nach diesen Niederschriften, wie ich von einwandfreien Augen- und Ohrenzeugen weiß, Nachfrage.

Von den Aufsätzen Leuthold's, die ich in den letzten Jahren gesammelt*), dürften namentlich die über Vertreter der französischen Literatur interessiren. Genannt seien in dieser Hinsicht Brizeux, Barbier, Lamartine und „Ueber französische Romantiker": Alfred de Vigny, Alfred de Musset, Victor Hugo, Sainte-Beuve, Edgar Quinet, Emile Deschamps u. s. w.

Diese Arbeiten sind zum Theil in Paul Heyse's „Literaturblatt des deutschen Kunstblattes" (Berlin, eingegangen 1858),

---

*) Der K. B. Hof- und Staatsbibliothek in München, der K. Oeffentlichen Bibliothek in Stuttgart und der Großherzoglichen Hofbibliothek in Darmstadt, die mir bei meinen Nachforschungen bereitwilligst halfen, sei auch an dieser Stelle mein Dank ausgesprochen.

zum Theil in der „Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen“ (Darmstadt 1868) und zum Theil im „Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung“ (1859), sowie in der „Süddeutschen Zeitung“ (München und Frankfurt am Main, 1861 und 1862) erschienen.*) In alle Essays hat der Autor — gleichsam zur Veranschaulichung der von ihm daselbst entwickelten schönwissenschaftlichen Untersuchungen — Uebersetzungen der behandelten außerdeutschen Dichter eingestreut, wodurch der literarische Werth dieser Niederschriften um ein Bedeutendes sich erhöht hat.

Bevor wir an das literarische Erbe des „volltönigen Herzensbewegers“ herantreten, muß auch hier an das Wort erinnert werden, das er in seiner autobiographischen Skizze von seinen Arbeiten sagt: „Meine poetischen Arbeiten sind fast durchweg aus Bedürfniß und Neigung, nie aber aus dem Verlangen entstanden, dieselben drucken zu lassen“. Man weiß, daß Leuthold sein gesammtes hohes Wollen und reiches Können daran setzte, wenn es galt, einen Leitartikel zu verfassen, den eine überraschende Wendung in dem politischen Leben oder ein Interesse seiner Partei verursachte; man weiß ferner, daß er an der äußeren Form dieser doch immerhin mehr ephemeren Arbeiten unablässig glättete und feilte, so daß sie nicht selten dadurch ihren actuellen Werth einbüßten und Leuthold's Vorgesetzte in helle Verzweiflung geriethen. Wieviel Mühe und Zeit mag der Dichter zu Arbeiten seiner eigenen Wahl, zu den literarischen Essays, welche er nicht auf Befehl und Bestellung, sondern nach Neigung und Geschmack verfaßte, verwendet haben. Und fürwahr, liest man die folgenden Aufsätze, deren Form so concis und ciselirt, deren Urtheile — mag man auch nicht immer mit ihnen übereinstimmen — aus

---

*) Die zahllosen politischen Aufsätze unseres Dichters, die er in der „Süddeutschen Zeitung“, in der „Schwäbischen Volkszeitung“, in den „Hamburger Nachrichten“, in dem „Berner Bund“, in der „Correspondenz Hoffmann“ u. s. w. erscheinen ließ, liegen, da sie durchgehends von mehr actuellem Interesse waren, außerhalb des Rahmens dieser Arbeit, die es nicht mit dem Publicisten zu thun hat.

Gewissen und Gesinnung geboren sind*), so ist man versucht, die Worte aus dem „Hamlet", welche man auf ihn als Dichter angewendet, auch auf seine ästhetisch-kritischen Arbeiten auszudehnen: „O what a noble mind is here o'erthrown!"

Nach diesen kurzen Vorbemerkungen möge Leuthold selbst das Wort nehmen, zunächst über den französischen Satyriker Auguste Barbier. Die hier dargebotenen Uebersetzungen von „das Idol" und „Paris" sind Leuthold's Originale, die sich von den Uebertragungen in den „fünf Büchern französischer Lyrik" in manchen Punkten unterscheiden.

Auguste Barbier.

Mon vers, rude et grossier
est honnête homme au fond.
Aus den Jambes.

Der französische Dichter Auguste Barbier wurde am 28. April 1808 in Paris geboren. Von ihm erschienen: Jambes (Jambres) 1832, Il pianto (die Thräne) 1833, Lazare 1837; sodann eine Sammlung der Satires et poëmes (1837), Nouvelles Satires (1840), Chants politiques et religieux (1840), außerdem hat er theils allein, theils mit Anderen Romane, Operntexte und dergl. geschrieben, die sich von anderen Leistungen dieser Gattung nicht besonders auszeichnen. Seine bedeutendsten sind unstreitig die drei erstgenannten Bücher: Il pianto ist eine Klage um Italien, Lazare bezieht sich auf das englische Proletariat. Das schwungvollste und wirksamste Werk aber sind die „Jamben": eine Reihe von Satyren, die die Corruption des modernen Frankreichs zum Gegenstand haben.

Ein Kind der Revolution, stand Barbier auf den Barricaden und setzte begeistert von jenem Rausch und jener Opferwilligkeit,

---

*) Leuthold war ein geschworener Feind jedweder Kameraderie; als Kunstrichter war sein Urtheil streng, aber nie parteiisch. Mittelmäßige Talente und aufgeblasene Literaturmacher haben seine spitze Feder oft genug fühlen müssen. Andererseits kargte er durchaus nicht mit seinem Lob, wo er auf wahre Begabung stieß.

die drei Tage lang andauerten, Gut und Blut für die Wünsche und Hoffnungen des Volkes ein; aber der klägliche Ausgang, die darauf folgende Erschöpfung und Enttäuschung berührten und stimmten ihn bitterer als irgend wen. Gerade was am französischen Volk selbst Unbeständiges und Treuloses, was Gemeines und Niederträchtiges an ihm ist, stellt er später für ewige Zeiten an den Pranger. Sein Standpunkt ist kein Parteistandpunkt, sondern ein allgemein menschlicher, ein Standpunkt, von dem aus der Dichter die Parteien überschaut und sie richtet. Nichts, was ihm verderblich scheint, keine Leidenschaft, keine Schwäche, kein Laster, so populär es auch sein mag, bleibt von seiner Geißel verschont. Einer corrupten Bourgeoisie, wie einem corrupten Proletariat, den Legitimisten, wie den Anhängern des Kaiserreichs, Allen wirft er offen seinen Handschuh in's Gesicht. Es setzt dies einen Muth, wie eine Stärke des Charakters voraus, die auch seinen Feinden die höchste Achtung abzwingt.

Zuerst veröffentlichte er bald nach der Julirevolution einzeln: Die „Curée“ (das Jägerrecht), worin die thierische Gier derjenigen gebrandmarkt wird, die die Revolution zu persönlichen und dabei materiellen Zwecken ausgebeutet, dann das „Idole“ gegen den Napoleon-Cultus, dann die „Popularité“, eine Satyre auf diejenigen, die sich vor dem Volke, vor jener „sainte canaille à pied nu“ prosterniren, um ihr mit süßen Worten die Kastanien abzuschmeicheln, die sie eben aus dem Feuer geholt hat. Am Schluß ermahnt der Poet und Citoyen die Staatslenker: „Nichts so sehr zu suchen, als des Volkes Achtung, Nichts so sehr zu fürchten, als seine Liebe“ (eine Anschauungsweise, die freilich mit dem Kaiserhaß des Dichters nicht ganz vereinbart scheint).

Wie Blitze fielen diese Satyren in die dumpfe, stickstoffhaltige Atmosphäre seiner Zeit und blieben auch neben der „Cuve“, einer Schilderung des Schmutzes und der sittlichen Verkommenheit der französischen Hauptstadt, einer daguerrotypisch-treuen Charakteristik des Pariser Pöbels, das Bedeutendste der bald

darauf unter dem Titel „Jamben“ erschienenen Sammlung, welcher der Dichter eine solche Berühmtheit verdankte.

Barbier's Art zu schildern mahnt zuweilen an Dante's „Inferno“. An realistischer Nacktheit des Ausdrucks überbietet er Alles, was die romantische Schule in Frankreich Aehnliches hervorgebracht. Außerdem hat er mit dieser Schule den Mangel des Maßvollen, die Verachtung aller conventionellen metrischen und ästhetischen Gesetze gemein. Er übertreibt, aber er carikirt nicht. Er übertreibt nicht in's Lächerliche und Fratzenhafte, sondern in's Erschreckende, in's Große, Gigantische und so, daß seine Schilderungen bis in's Einzelste durchaus wahr bleiben. Seine wirksamste Stärke liegt in der markiggewaltigen Darstellung. Seine riesigen Bilder sind ebenso überraschend als treffend. Seine Verse haben im Gegensatz zu jener afterclassisch=geleckten Correctheit eines Boileau etwas Ungleiches, Wellenschlagähnliches (Brandendes), Aufbäumendes, was dem eigenthümlich hinreißenden Ungestüm seines Stils sehr zu Statten kommt. An Wucht der Sprache ist ihm kein neuerer Dichter irgend einer Nation vergleichbar.

Diese Gedichte, in welchen die Faulheit der Zustände in Frankreich, die bodenlose Entsittlichung der Familie mit den lebendigsten Farben bis zu einer fast anekelnden Lebenswahrheit dargestellt wird, sind allerdings keine Lectüre für Pensionstöchter, aber Barbier's letzte Absicht ist nichtsdestoweniger eine durchaus moralische, eine humanitäre und reformatorische. Die Poesie freilich ist ihm nicht Zweck, sondern nur Mittel, und mit Recht macht man ihm vom Standpunkt der Kunst aus den Vorwurf, der alle Tendenz trifft.

Barbier ist reich und unabhängig und könnte sich sein Leben so behaglich als möglich einrichten. Außerdem ist der Grundton seines Gemüthes unverkennbar — zum Ueberflusse sagt er es selbst gelegentlich — ein weicher, lyrischer. Daß er sich trotzdem in's Gewühl der Parteien stürzt, daß er den Kehricht der Straße durchsucht und mit einer ihm ursprünglich nicht eigenen Lyrik der Sprache die Corruption aller gesellschaftlichen Schichten seines

Vaterlandes schildert, Alles um einer kosmopolitischen Tendenz willen, der er sein Leben opfert, und wahrscheinlich nutzlos opfert, — das flößt selbst den Besseren unter dem französischen Volke Achtung ein. Aber Niemand wird sich wundern, daß Barbier trotzdem in seinem Vaterlande nicht eigentlich populär geworden, denn wie könnte die eitelste aller Nationen einen Dichter lieben, der ihr einen so wenig schmeichelnden Spiegel vorhält? Barbier ist für Frankreich eine jener Erscheinungen, wie sie sonst nur dem Verfall eines Volkes vorauszugehen pflegen. Er erinnert an Juvenal und Tacitus. Was das nachstehende Gedicht, das „Idol“, betrifft, so überlassen wir es dem Leser, die Parallele zu ziehen zwischen der Zeit, die dasselbe hervorgerufen, zwischen der Zeit des ersten und der des jetzigen Napoleons.

Aus den „Jamben“ von Auguste Barbier.

Das Idol.

I.

Heizburschen, auf, geschwind, Steinkohlen bringt und Eisen,
Und Zinn und Kupfer wälzt heran!
Du mit der Schaufel, auf, des Feuers Gier zu speisen!
Schüre und wühle um, Vulkan!
Dem großen Ofen wirf die Nahrung hin in Massen,
Nur mehr, noch immer mehr hinein!
Das drückende Metall mit scharfem Zahn zu fassen,
Muß feurig erst der Rachen sein.
Gut nun, die Flamme loht und flackert auf unbändig,
Heiß, unerbittlich, roth wie Blut;
Sie stürzt sich vom Gewölb und rasend, wie lebendig,
Greift sie die Barren an in Wuth.
Nun fängt ein Jauchzen an, ein Heulen und Umklammern;
Kupfer um Zinn, Eisen um Blei,
Das dreht, reckt, windet sich und reißt, als ob's ein Jammern
Verdammter in der Hölle sei. —
Vollendet ist das Werk und das Metall geschmolzen,
Die Flamme zuckt und ist vorbei;
Der Erzfluß wallt und zischt; he! Heizer thu dem Stolzen
Die Pforten auf und laß ihn frei!

Auf, Ungestümer! auf und löse deine Fessel,
Dem Bergstrom gleich, der tobt und brüllt,
Des Aetna Flamme gleich, die aufspringt aus dem Kessel,
Dein knechtisch Loos ist nun erfüllt.
Die Erde öffnet sich dem wilden Strom von Lave,
Unbändiger! stürz' Dich im Lauf
In Deine Stahlform nun, geh' unter als ein Sclave,
Als Kaiser stehst Du wieder auf.

II.

Und stets Napoleon; sein großes Bild noch immer!
Was dieser Mann, vom Krieg berauscht,
Uns doch gekostet hat, Blut, Schande und Gewimmer,
An etwas Lorbeer ausgetauscht!
Das war ein trüber Tag, den Frankreich vom Geschicke
In jener Schreckenszeit empfing,
Als vom Gestell herab sein Abbild, das antike,
Gleich einem Dieb am Hanfseil hing,
Den Fremdling sah man da am Fuß der hohen Säule,
Gebeugt auf's Tau, das wie vor Schmerz
Geseufzt mit des „Hurrah" eintönigem Geheule
Erschüttern das gewaltige Erz,
Und als nach tausend Müh'n der Block, der fürstengleiche,
So sank, daß erst des Spottes Ziel,
Das Haupt nachriß den Rumpf, worauf die eh'rne Leiche
Lauttönend auf das Pflaster fiel,
Zog der stupide Hunn', die Haut voll Schmutz und ranzig,
Mit gierem Blick, erhitztem Hirn,
Im Kothe Angesichts von Frankreichs vier Mal zwanzig
Provinzen unseres Kaisers Stirn.
Ha, wer ein Herz besitzt, dem ist der Tag ein Schrecken,
Der eine ewige Mahnung bleibt;
Im Antlitz Frankreichs ist's der unvertilgte Flecken,
Den Nichts, als nur der Tod vertreibt.
Als auf die Wagen sich der Feind gleich schlechten Gütern
Die Marmorbilder laden ließ,
Als von den Bäumen er, sein Roß damit zu füttern,
Sogar die Rinde schälen hieß,
Als er in unser Fleisch die Zähne eingebissen,
Die Hand in unser Blut getaucht,
Als er uns unser Brod, ja selbst dem Mund entrissen

Die Luft, die man zum Athmen braucht,
Als — hört's Ihr Jünglinge! — die Brüste und den Nacken
Entblößt, noch immer schön zu schau'n,
Dem gierig stumpfen Blick, dem Pesthauch der Kosacken
Sie preisgegeben uns're Frau'n . . .
Wie damals auch der Ruhm, wie uns're Größe schmelzen,
Und sinken mocht' in Schmach und Hohn,
Auf Einen konnt' ich nur die Wucht des Hasses wälzen . . .
Fluch über Dich, Napoleon!

III.

O, Corse, glattbehaart, wie war dein Frankreich prächtig
Im Sonnenschein des Messidors!
Ein edles Mutterpferd, schnaubend, unbändig, mächtig,
Erhob'nen Kopfs, gespitzten Ohrs,
Mit breitem, starkem Kreuz, von dem noch roth und dampfend
Das Blut der Könige troff; dabei
Scheuend und stolz, den Grund der Vorzeit trotzig stampfend,
Zaumlos und zügellos und frei.
Da gab es keine Hand, die es gewagt zu streicheln,
Die es geschirrt hätt' und bezähmt,
Kein Zorn des Fremden zwang's, und Keiner zwang's mit Schmeicheln
Daß es dem Sattel sich bequemt;
Jungfräulich war sein Haar, freiflatternd seine Mähne,
Sein Blick ein Blitz, sein Kreuz geschwellt
Und stets bewegt, und stramm und straff war jede Sehne;
Sein Wiehern schreckte eine Welt.
Da kommst Du; — wie Du rasch als Kenner solche Lende
Und Haltung mit Begier gewahrst,
Ergreifst Du, ein Centaur, die Mähne, springst behende
Hinauf, gestiefelt, wie Du warst,
Und weil es denn Geklirr von Waffen liebt, von blanken,
Und Trommelschlag und Pulverdampf,
Giebst Du die Erde ihm zur Rennbahn ohne Schranken,
Zum Zeitvertreibe Kampf auf Kampf,
Und gönnst ihm weder Schlaf noch Rast, Du harter Treiber;
Du spornst es stets in wilder Lust,
Daß es wie Wüstensand zermalmt die Menschenleiber,
Im Blute watend bis zur Brust.
So fünfzehn Jahre lang, Geschlechter zu zertreten,
Verliehest Du ihm den Beruf,

Ja, fünfzehn Jahre lang Völker auf Völker kneten
 Mußt' es mit seinem harten Huf,
Bis daß es endlich müd' von diesem steten Treiben,
 Von dem kein Ende abzuseh'n,
Müd', auf dem Erdball rings die Menschen zu zerreiben,
 Wie Wolken Staubs sie aufzuweh'n,
Anhielt, schnaufend, erschöpft, auf Leichen und auf Torsen,
 Dem Sinken nah', mit mattem Knie,
Und ihn um Gnade bat, den ungestümen Corsen; —
 Doch, Henker, Du erhörtest's nie!
Dein nerviger Schenkel zwang es heftiger, und tiefer
 Drang in die Weichen ihm Dein Sporn,
Wendend das Stahlgebiß am schaumbedeckten Kiefer
 Brachst Du die Zähne ihm vor Zorn.
Aufsprang's, unfähig nun, noch in's Gebiß zu fletschen,
 Jedoch in einer Schlacht, todtwund, gesprengten Gurt's,
Fiel es verendend hin auf Bomben und Kartätschen
 Und brach die Rippen Dir im Sturz.

IV.

Nun stehst Du wieder auf von Deinem tiefen Falle,
 Ein Aar zur Sonne schwebst Du schon;
Hochfliegend thront er neu ob unserm Erdenballe,
 Zum Himmel steigt Napoleon.
Er ist kein Dieb, der Reich um Reich an sich gerissen,
 Ein ewiger Ruhm ist ihm verbürgt,
Ihm, der einst mit dem Sammt von seines Thrones Kissen
 Die Freiheit mitleidslos erwürgt,
Auch nicht des heiligen Bund's Sträfling, der in die Wildniß
 Des Felseneilands sterben ging,
Am Fuß' die Kette, dran nachschleifend Frankreichs Bildniß
 Gleich der Galeerenkugel hing,
Nein, nein! Napoleon ist nicht mehr schmutzbesudelt,
 Seit seine Schmeichler mit Gesang,
Seit Lügendichter ihn in Oden lobgehudelt;
 Cäsar rückt vor zum Götterrang.
Von allen Wänden strahlt sein Bild, von allen Mauern,
 An allen Straßenecken tönt
Sein Name, wie er nur in Schlacht- und Kugelschauern
 Und Trommelwirbeln einst gedröhnt.

Und von dem Stadtgebiet des Wohlstands und der Rente
　　Täglich, ein alter Pilger, steigt
Paris herab, daß es vor seinem Monumente
　　Die hohe Stirn im Staube neigt.
Und dort, die Arme voll von Palmen, ephemeren
　　Und Blust, womit man reich umrankt
Dies Erz, das Mütter nie beschau'n, weil ihren Zähren
　　Es seine Größe nur verdankt,
In Wamms und Blouse tanzt mit leichtbeschwingter Sohle
　　Um ihn, den man den Großen pries,
Bei Pfeifen und Schalmei'n die lustige Carmagnole,
　　Um seinen Kaiser tanzt Paris.

V.

Sanftmüthige Herrscher, geht, geht nur vorbei, von dannen,
　　Ihr Träger reinen Menschenthums!
Ihr Weisen fort, macht Platz dem Thoren und Tyrannen;
　　Für Euch giebt's keinen Strahl des Ruhms!
Umsonst nahmt Ihr vom Volk die Ketten und vergebens
　　Habt Ihr ihm Müh' und Schweiß erspart,
Umsonst geebnet ihm die Pfade seines Lebens;
　　Es dankt Euch Niemand, was Ihr war't.
Nur selten bleibt, wenn je nach Euers Sterns Erblassen
　　Nicht Euer Name ganz erlischt,
Ein dünner Streif zurück auf den meerstillen Massen
　　Des Volks, den jeder Wind verwischt.
Vorbei, vorbei! für Euch giebt's keine eh'rnen Bilder,
　　Kein Lorbeer ist für Euch gereift;
Die Nachwelt denkt allein des Mannes, der in wilder
　　Schlachtwuth das Volk zum Tode schleift,
Der faulen sein Gebein im Norden läßt und Süden,
　　Im Eisfeld und in Sümpfen feucht,
Für den es Steine schleppt zum Bau von Pyramiden
　　Und unter dessen Joch es keucht.
Das Volk — was ist das Volk? Die Dirne, die berüchtigt,
　　Die Schenkendirn, die sich besäuft,
Die nur den Buhlen mag, deß Eisenarm sie züchtigt,
　　Der sie mit Flüchen überhäuft.
Ein solcher Mann macht ihr das Strohnest ganz erträglich,
　　Und brünstig liebt sie ihn und heiß,
Wenn er sie zankt und schlägt, wenn er die Peitsche täglich
　　Mit derber Faust zu führen weiß.

Der nächste Essay enthält eine feinsinnig geschriebene Studie über Julien Auguste Pélage Brizeux (1806—1858), dem man 1889 in seiner Geburtsstadt Lorient in der Bretagne ein würdiges Denkmal gesetzt hat. An dieser Gedenkfeier nahmen Schriftsteller, Dichter, Künstler und hohe französische Staatsmänner, u. A. auch der damalige französische Ministerpräsident Floquet Theil. Brizeux' „Oeuvres complètes" erschienen zweibändig 1884. Die Perlen seiner Poesien sind durch Frau Sanitätsrath Dr. Sophie Hasenclever in Düsseldorf, die geistvolle Tochter Wilhelm von Schadows, in einer vorzüglich gelungenen Uebersetzung dem deutschen litterarisch gebildeten Publicum zugänglich gemacht (1884). Die Leuthold'sche Arbeit nebst den darin dargebotenen Nachdichtungen stammt aus der zweiten Hälfte des fünften Decenniums unseres Jahrhunderts. „Die Najade" und „Dreitheiliger Gesang" stehen weder in der Leuthold'schen Gedichtsammlung, noch in den „fünf Büchern französischer Lyrik," während „Marie," „Befiehl nur, und ich will gehorchen," sowie „Die Frauen" — das zweitgenannte unter dem Titel „Entsagung" — mit den Geibel'schen Veränderungen in die Geibel-Leuthold Anthologie übergegangen sind.

Ein bretonischer Dichter.

(Auguste Brizeux.)

Aehnlich, wie man etwa beim Besteigen eines hohen Berges zuweilen auf einzelnen besonders dazu geeigneten Punkten Rast macht und den zurückgelegten Weg mit einem gewissen prüfenden Wohlbehagen übersieht, so treten auch in der Entwickelungsgeschichte der gesammten Menschheit Ruhepunkte ein. Namentlich giebt es Zeiten literarischer Ebbe, die ganz besonders zu dieser Beschaulichkeit einladen und den Hang begünstigen, durch ein eingehenderes Studium der Heroen früherer Literaturperioden sich gewissermaßen für den Mangel an großen zeitgenössischen Erscheinungen schadlos zu halten. Eine solche literarische Ebbe — im Gegensatz zu einer ungewohnten Rührigkeit auf materiellem

Gebiet, einer auffallenden Neigung zur exacten und praktischen Seite des menschlichen Wissens — charakterisirt gegenwärtig so ziemlich die Culturbestrebungen aller Nationen. Auch in Deutschland sind die namhafteren Dramatiker sowohl als die hervorragendsten Lyriker in letzter Zeit gestorben oder verstummt. Und hinter den noch Lebenden (wie Gustav Freytag und Paul Heyse, Ed. Mörike und Emanuel Geibel, F. Freiligrath und Hermann Lingg) steht kein Nachwuchs von irgend erheblicher Bedeutung. Die jüngeren, und vielfach selbst die schon erprobten und renommirten litterarischen Talente (wie Moritz Hartmann und Alfred Meißner) werfen sich auf die Publicistik und die materiell ungleich lucrativere Unterhaltungs-Literatur, wenden sich dem kritischen oder literarhistorischen Fach zu oder gehen gar — unter die Uebersetzer. So sind, um in dieser letzteren Hinsicht blos ein Beispiel anzuführen, seit den verflossenen 10 Jahren allein in Deutschland mehr Anstrengungen als je früher gemacht worden, um den einen Shakespeare zu erklären, in das rechte kritische Licht zu stellen und würdig zu übersetzen. Und mag man es nun als einen Vorzug oder Nachtheil des deutschen Geistes ansehen, als eine Thatsache wird man es jedenfalls anerkennen müssen, daß kein Anderer so wie der Deutsche berufen und befähigt ist, sich die literarischen Schätze aller übrigen Nationen zu eigen zu machen.

Wenn wir die liebenswürdigen Leser mit diesen ihnen selbst wahrscheinlich ebenso genau wie uns bekannten Wahrheiten behelligen, so geschieht es im Grunde blos deshalb, um uns dadurch die Erlaubniß zu erwerben, ihnen in nachstehendem Aufsatz einen neueren Dichter vorzustellen, der, obwohl zur Zeit in Deutschland noch soviel wie gänzlich unbekannt, uns nichts destoweniger würdig scheint, ein Liebling der Frauenwelt und der Familie zu werden. Der am 3. Mai d. J. (1858) in Montpellier verstorbene Dichter A. B. wurde im Jahre 1806 in Neër, im Scorf-Thale, an den Ufern des von ihm vielfach besungenen Ellé in der Bretagne geboren. Seine erste Jugenderziehung verdankte er einem Priester

aus seiner Verwandtschaft, die weitere Ausbildung einem gewöhnlichen Collège. Die griechischen und römischen Meister waren ihm früh geläufig, und seine Neigung für Virgil blieb dem Dichter sein ganzes Leben hindurch. Mit 20 Jahren kam Brizeux nach Paris und wurde mit den ersten Größen der romantischen Schule bekannt. Wie sehr er sich von ihrem Einflusse rein zu halten wußte, beweist „Marie", das 1. Buch unseres Dichters, das zuerst im Jahre 1831 erschien und seither mehrere mannigfach umgeänderte Auflagen erlebt hat.

Marie ist eine Sammlung von Elegien oder Idyllen, deren Gegenstand Erinnerungen an eine Jugendliebe sind, die, untermischt mit andern kleinen Gedichten, von Zeit zu Zeit wiederkehren, wie eine weich-melodische Klage, wie der Ton einer Harfe, über die der Wind zieht. Kein Wunder, daß diese Aeolsharfe bei dem grellen Fanfarengeschmetter der damals gerade im höchsten Triumph einherschreitenden Romantiker überhört wurde. Um so aufmerksamer lauscht jetzt ein schönheitsinnbegabtes Publicum auf diesen Wohllaut, seit die rauschende Musik der Romantik par excellence in den pikant sein sollenden Nichtigkeiten, den kleinlichen Schnurrpfeifereien und der gesuchten Geschmacklosigkeit ihrer jüngsten Vertreter, wie Théophile Gautier, Arsène Houssaye u. A. etwas matt und mißtönend ausklingt.

Zur Zeit jener Jugendliebe, die Brizeux feiert, war Marie 12-, er selbst 15 jährig. Marie ist ein anspruchloses Bauernkind im Kopfschmuck aus Hanfleinwand, in rothem Mieder und gestreiftem Rock, das sich seither mit einem Pächter verheirathet hat und die Gedichte ihres ersten Geliebten nie lesen wird, nicht blos weil dieses ungebildete Naturkind der Bretagne nicht französisch, sondern weil es überhaupt nicht lesen kann.

Wenn sich französische Kritiker darüber den Kopf zerbrachen, warum Brizeux freiwillig auf sein ganzes Lebensglück verzichtet, warum er Marie nicht den Händen eines rohen Bauern entrissen, sie geheirathet und erzogen habe, so scheint es uns eine müßige Arbeit, dieses Räthsel lösen zu wollen, und wir be-

schränken uns darauf, von vornherein den Cyclus „Marie“ als das legitimste Kind der Muse unseres Dichters, als seine anmuthigste, reinste, natürlichste, gelungenste Schöpfung zu bezeichnen.

Werfen wir erst einen raschen Blick auf die späteren Leistungen, um nachher mit allem Behagen bei dieser ersten Sammlung verweilen zu können.

Mit dem Werke „la fleur d'or“ („Die Goldblume“), zuerst erschienen unter dem Titel les ternaires (die Dreizahl oder die Dreizähligen) wollte Brizeux wahrscheinlich eine Art von Erbauungsbuch in Versen geben. Der ursprüngliche Titel rührt von einer bizarren philosophischen Schnurre des Verfassers her, das Buch zum größten Theil in eigenthümlichen Terzinen oder dreiversigen Strophen zu schreiben, die meist einen gnomischen Charakter haben und das Ganze als den poetischen Reflex einer dritten Entwickelungsphase seines geistigen Lebens zu betrachten.

In diesem Buche ist die Sprache kräftiger und männlicher als in „Marie“. Anlage und Ausführung sind durchdachter und philosophischer. Die Gedanken sind meist wahr, von jener Wahrheit, welche die Erfahrung lehrt. Aber bei alledem vermißt man nur ungern die Unmittelbarkeit der Empfindung oder die Empfindung überhaupt, die uns in „Marie“ so sehr anspricht. Doch können wir nicht umhin, auf eine schöne, einfache Erzählung ein ergreifendes Bild der Aufopferungsfähigkeit, „Jakob der Maurer“ und auf das an Contrasten und Reflexionen reiche Gedicht „Das alte Collegium“ aufmerksam zu machen. Die hinzugefügten Reisebilder oder Reiseeindrücke aus Italien und vom Mittelmeer sind eine Frucht mehrmaligen Aufenthaltes in Italien, das Brizeux theils mit seinem Freunde Auguste Barbier, theils allein bereiste. Das locale Colorit in der ersten Sammlung bis in's kleinste Detail so überraschend naturwahr, ist hier oft unsicher. Die Verse sind schön, aber statt der früheren, anmuthigen Breite ist der Stil zu concis, zu gesucht-lapidar. — Manches bleibt dem Leser, wenn er nicht selbst Italien genau kennt, ohne Commentar unverständlich. — Nur

hier und da klingen wieder jene Glockentöne echtpoetischen Gefühls mit all ihrem Zauber an, so, wenn der Dichter von Blumen, die er an der Rivièra findet, an die Heimath, von einem die piva spielenden Kind des Südens an den Corn-boud der fernen Bretagne erinnert wird.

Die „Bretonen" (les Bretons, erschienen 1835) sind nicht etwa eine epische Verherrlichung der Vorfahren dieses an Geschichte und Sage reichen Volkes, sondern eine moderne Sittenschilderung, bald von weicher Anmuth, bald von seltener Hoheit und Größe, zuweilen mit erschütternden Episoden. — An diesem Werke hat Brizeux am längsten gearbeitet. Es zeichnet sich aus durch die sorgfältigste Detail-Vollendung ohne unwesentliche ermüdende Breite, durch das bald typische, bald portraitähnlich-individuelle Gepräge der Gestalten, und die specifisch locale oder provinzielle Physiognomie des Ganzen. Von welch täuschend realistischer Wahrheit sind darin namentlich „Die Kämpfer", wie gelungen in der Form, wie wahr und rührend in der psychologischen Durchführung „Die Conscribirten". Man wirft dieser Dichtung Mangel an Einheit, an innerem Zusammenhang vor. Wir finden den Zusammenhang in der Intention des Dichters, das bretonische Volk in seinen verschiedenartigen Eigenthümlichkeiten dem Leser vorzuführen. Wir lassen die Franzosen darüber streiten, ob sie „Die Bretonen" ein poème, oder wie Gustave Planche meint, einen Roman in Versen nennen wollen, und begnügen uns mit der Anerkennung, daß, wenn Marie die schönste Blüthe unseres Dichters wirklich ist, die Bretonen wenigstens den meisten Anspruch darauf haben, für seine reifste Frucht zu gelten.

„Primel und Nola" ist eine poetische Erzählung, worin die fast flämisch-realistische Schilderung des Landlebens an „Marie" erinnert. Der Stoff ist kurz folgender: Ein Tagelöhner, verliebt in eine junge, reiche Wittwe, von ihr wiedergeliebt und ihres Besitzes gewiß, will sie nicht eher heirathen, als bis er im Schweiße seines Angesichts das Geld zum Hochzeitsanzug

erworben hat. — So poetisch dieser Vorwurf sein mag, er ist nicht glaubwürdig, nicht wahrscheinlich; es liegt hier etwas Gesuchtes selbst in der Sinnigkeit, eine gewisse Raffinirtheit, die an die Romantiker mahnt. — Hierzu kommt noch, das Guen — Nola, freilich um ihre arme Mutter zu unterstützen, ihre erste Jugend einem alten Manne geopfert, den sie nie liebte, der aber reich war, daß ihr Vermögen ein von diesem Mann ererbtes ist, von dem Primel, der Tagelöhner, wohl weiß, daß, nachdem er sich durch seine selbst auferlegte Arbeit das Geld zum Hochzeitsanzuge erworben, es als eine unerbittliche Zugabe zu der Hand der schönen Wittwe bleiben wird. Dabei drückt sich Primel, der Feldarbeiter, in der subtilsten Kunstlyrik aus, die einem Lamartine Ehre machen würde. Wir führen diese Einzelheiten an, damit sich Niemand darüber wundere, daß in Frankreich, wo „Marie", das in seiner natürlichen Wahrheit echt poetische Buch, nur langsam und nur bei wenigen Leuten von Geschmack Eingang fand, „Primel und Nola" sofort Aufsehen machte und von allen Werken unseres Dichters am meisten Anwartschaft auf Popularität hat.

„Die neue Poetik" („poétique nouvelle") ist eine didaktische Dichtung in drei Gesängen. Im ersten erklärt Brizeux die Entstehung des Idylls aus dem primitiven Naturgefühl und der Religion, im zweiten den Zusammenhang der Satyre mit den Beobachtungen städtischer Corruption; im dritten Gesang führt uns der Dichter nach Rom und bringt damit das Epos in Beziehung, geht aber der reichsten Quelle epischer Dichtung, der Geschichte, den Erinnerungen an eine große Vorzeit, die hier so nahe liegen, wie absichtlich aus dem Wege, philosophirt über Religion und Kunst und erzählt uns seine eigenen Erlebnisse, die fast nur so weit von Interesse sind, als das persönliche Interesse am Erzählenden selbst reicht. Mag auch der Plan dieser „neuen Poetik" nicht ohne Sinn, mögen einzelne Stellen nicht ohne Schönheit sein, wir finden im Ganzen zu viel Abenteuerliches, Unvollständiges, Unentwickeltes, zu wenig Einheit und

System und suchen seinen Hauptwerth darin, daß es eine Art von Entwickelungsgeschichte des Dichters selbst ist.

Am besten nimmt sich Brizeux in seinem nationalen Gewand aus. Er hat für die Bretagne eine ähnliche Bedeutung, wie Burns für Schottland. Doch ließen sich vielleicht auch Schattenseiten durch seine provinzielle Eigenthümlichkeit erklären. In den eben genannten späteren Werken ist die Form nicht immer tadellos; häufig entbehrt der Reim alles Reichthums und Wohllauts, die Verse sind zuweilen schwunglos und mühsam, fast unbehilflich. Auch dem Gehalt nach finden sich gerade da, wo Brizeux seinen Horizont zu erweitern meint, Stellen, die uns durch ihre Dürre und Magerkeit an die Steppen und Dünen der Bretagne mahnen.

Nach dieser flüchtigen Uebersicht über die literarische Thätigkeit des Sängers der „Marie" kehren wir zu dieser selbst, zu der ersten, nach unserem Erachten werthvollsten Sammlung zurück, die allein ausgereicht hätte, Brizeux eine dauernde und ehrenvolle Stelle in der neuen französischen Literatur zu sichern. — Diese anmuthigen Idyllen sind nicht blos eine poetische Verklärung der Jugendgeliebten, sondern auch der ganzen Heimath des Dichters. Es weht uns aus diesem Buche etwas an, wie der schwache aber durchdringende Duft der Haidekräuter der Bretagne. Keusch, anspruchslos, fast scheu tritt uns der stille, heitere Sänger der Natur, der unschuldigen Liebe, des kindlich-naiven Glaubens und der ländlichen Ruhe entgegen, und ganz gewähren ihm hier die Geister der Felder und Steppen seiner Heimath, um was er sie anderswo (am Eingang zu „Primel und Nola") anruft:

„Gießt Frieden über mich, daß ich ihn wiedergebe."

Nur mit wohlbegründeter Schüchternheit versuchen wir, hier zwei dieser reizenden Genrebilder aus dem Cyklus „Marie" zu übersetzen, da wir uns nicht darüber täuschen, wie unmöglich es ist, jenen poetischen eigenthümlich-lokalen Hauch, der über diesen Bildern schwebt, in irgend einer Uebersetzung ganz wiederzugeben.

I.*)

Du trauter Bauernhof! wie oft erschau' ich Dich,
Wie oft, wenn Nachts am Strand das Leben tost um mich,
Seh' ich am Horizont, wo die Kamine rauchen,
Die Dächer Deines Dorfs aus Blättermeeren tauchen!
Drauf schwebt ein dünnes Grau; kein Ton durchdringt die Luft,
Als wenn dem Kind weither vom Feld die Mutter ruft,
Als wenn ein junger Hirt, indeß die Kuh am Pflocke
Behaglich grast, anstimmt gleich einer fernen Glocke
Sein altbretonisch Lied, ein Lied so sanft und weich,
Daß, wenn ich's singen würd', Ihr weintet allsogleich. —
Waldrauschen, Wiesenduft, Strohhütten, grau und finster,
Du schmaler, weißer Pfad durch Haidekraut und Ginster,
Ihr schwebt mir vor, wie einst, da barfuß ich als Kind
Das Thor erstieg und floh zur Meierei geschwind,
Und Alles das im Geist zu sehn und zu belauschen,
Kann heute noch mein Herz verjüngen und berauschen,
Auch lass' ich jeden Tag mir wiederum erstehn
Strohdach und Wäldergrün, wie ich sie einst gesehn;
Ich schau' am Brunnenrand die Magd mit ihren Krügen,
In Blüthen steht der Hanf, umsummt von Bienenflügen;
Waschhaus und Tenne hier, dort Feldgeräth und Kober,
Hier Aepfel aufgehäuft, dort heugefüllt den Schober,
Am Thor des Eingangs ruhn die Ochsen aus, die fetten,
Und auf dem Hausflur hier liegt frisches Stroh zu Betten.
Eintret' ich, — Alles ist nachtdunkel erst und stumm,
Nur an die Decke schräg fällt auf ein Balkentrumm
Ein letzter Sonnenstrahl; noch will kein Ding sich regen,
Als Wolken Staubs, die sich um jenen Strahl bewegen;
Doch hell und heller wird's; ich seh zur rechten Hand
Das eichne Himmelbett, zur Linken an der Wand
Ein mächtiges Gestell, das Töpfe, weite Becken,
Milchspeisen, Roggenbrod und bunt Geschirr bedecken,
Dort Löffel, hier ein Napf, aus Nußbaumholz geschnitzt; —
Doch tief im Hintergrund am Rand des Heerdes sitzt
Und spinnt mit flinker Hand und beugt sich über's Rädchen
Ein allerliebstes Kind; es ist Marie, mein Mädchen,
Das scheu den weißen Rock herabstreift bis zum Schuh
Und mir mit sanftem Ton entgegenruft: „Kommst Du?" —

---

*) In den „Fünf Büchern franz. Lyrik" betitelt: „Der Bauernhof".

II.*)

Wir saßen eines Tages am Brückenbau Cerlos;
Die Füße hingen wir der Flut in ihren Schooß[1])
Und trübten kichernd bald den Strom in seinem Glanze,
Erhaschten bald im Lauf[2]) Gezweig und Wasserpflanze,
Bald unter'm Weidenbaum erschreckten wir den Fisch,
Der sich zu sonnen kam an's Ufer grün und frisch.
Rings wilde Einsamkeit[3]), kein Rauschen in den Zweigen,
Kein Laut, kein Lufthauch brach der Thalschlucht tiefes Schweigen;
Nur wenn wir hell in Lust zuweilen aufgelacht,
Dann trug das Echo weit den Ton durch Waldesnacht,
Denn zwischen Wäldern ganz, Gebüsch und dürrem Reisig
Hinzog der Strom zum Meer langsam, durchsichtig, eisig;
Am alten Brückenjoch allein, in süßem Zaudern
Verbrachten wir den Tag mit Kosen, Lachen, Plaudern
Und schauten unterdeß die Fischchen all, die schnellen,
Die in lichtblauer Fluth sich pflegten nachzustellen,
Sich haschten bald und flohn, bald schaarenweise schlossen,
Und langsam öffneten die silberfarb'nen Flossen[4]).
Den ungestümen Salm[5]), den Aal, der unter Kieseln
Am Bord sich bettend läßt die Fluth vorüberrieseln[6]),
Dann der Insecten wie aus Licht und Luft gewebte
Bunt- leichtbeschwingte Schaar, die stets stromaufwärts strebte,
Schnacken und Schmetterling, Nymphen, behende Sylphe,
Die vor den Schwalben oft sich bargen unterm Schilfe[7]).
So ein fremdartig Ding kam auf Mariens Hand,
Und als ich im Begriff, es zu erdrücken, stand,
Da bei den Schwingen zart, hellfarbig und durchscheinend,
Hält es die Dirne schon und sagt zu mir wohlmeinend,

---

*) In den „Fünf Büchern franz. Lyrik": „Marie".

[1]) Varianten der „Fünf Bücher franz. Lyrik": wir dem Wasser in den Schooß — [2]) Bald haschten wir im Strom.

[3]) Einsame Wildniß rings!

[4]) Dort ganz allein mit uns und bis zum Abend frei — Empfanden spielend wir zuerst, was Liebe sei. — Den Fischlein sah'n wir zu im klaren Blau der Wogen, — Die, zitternd mit dem Schweif, zu tausenden dort zogen, — Sich haschten bald und floh'n, bald in geschloss'ner Schaar — Hinschwimmend öffneten manch' silbern Flossenpaar. — [5]) Da war der rasche Salm. — [6]) Sich bettet am Gestad', wo sanfter schon das Rieseln. — [7]) Dann der Insekten Volk aus Licht und Luft

Wie sie das Thierchen sieht, zitternd in Angst und Nöthen.
„Es hat sein Leben nur, was wollen wir es tödten?“
Mit diesen Worten blies ihr Mündchen voll und blühend
Den Falter in die Luft und — sieh, schon hob er fliehend
Sein Feuer-Flügelpaar und strebte froh noch oben;
Auch er in seiner Lust schien einen Gott zu loben[8]).
Viel hab' ich unterdeß[9]) gesehen und erfahren,
Denn damals war ich erst ein Kind von fünfzehn Jahren;
Doch wie vorüber auch mir Tag und Jahre gleiten,
Sie löschen es nicht aus, das Bild der Kinderzeiten[10]).
Und mag die Liebe auch mir neue Bande binden,
Nie wird mir aus dem Sinn die schönste Liebe schwinden;
In meiner Seele Nacht steht frisch an Duft und Glanz
Die Jugendliebe stets, wie einst, in Blüthen ganz[11]).

Kein Wunder, daß die Franzosen, durch die grellen Farben und das pikante Gewürz eines großen Theils ihrer neueren Modedichter verwöhnt, an diesen von jeder Manier freien, reinen, naturfrischen Bildern nur einen mäßigen Gefallen finden! Wir können der Versuchung nicht widerstehn, im Gegensatz zu dieser anspruchslosen Naturpoesie unsern Lesern hier eine jener Naturschilderungen zu übersetzen, wie sie der französische Geschmack ganz besonders liebt. Wir wählen zu diesem Zweck ein Gedicht aus den „Esquisses poétiques“ von Xavier Marmier, das in die meisten Anthologieen und selbst in viele Schulbücher aufgenommen wurde.

---

gewebt, — Das rastlos über'm Strom im Strahl der Sonne schwebt: Wird Mück' und Schmetterling und die behende Sylphe, — Die vor der Schwalbe Jagd sich rettet unterm Schilfe. — [8]) Und siehe, solch' ein Ding, fremdartig, wasserhell, — Kam auf Mariens Hand, und knicken wollt' ich's schnell. — Allein mein ländlich Kind hatt' an den zarten Schwingen — Das Thierchen schon gefaßt, und da sich's loszuringen — Nun ängstlich flatterte, rief sie: wie dauert's mich! — Nichts, als sein Leben hat's. Warum es tödten? Sprich! — Und bei den Worten blies ihr rundes Engelsköpfchen — Weit in die Luft hinaus das zitternde Geschöpfchen, — Das plötzlich neubelebt zwei Feuerflügel hob — Und fröhlich hochhinauf sich schwang zu Gottes Lob. — [9]) Wohl hab' ich viel seitdem — [10]) Doch wie vorüber mir im Sturm die Jahre floh'n, — Dies Bild der Kinderzeit blieb unberührt davon. — [11]) Und mag

Die Najade.

Jetzt naht, indeß im Meer die Sonne will verschwinden,
Die Zeit für Liebende; allmählich schon verbinden
Schatten und Schweigen sich.
O laß mich jetzt den Pfad zu Deiner Grotte finden,
Najade, höre mich!

Und sah ich Dich nicht oft des Nachts von den Gestaden
Stromüber im Geleit von Nymphen und Najaden
Milchweiße Furchen zieh'n,
Indeß Dein schöner Leib, wollüstig sich zu baden
Im Glanz des Mondes schien?

Frisch warst Du, wie die Schlucht, die Dich vor Mittagsgluthen
Beschützt, blau war Dein Aug, drin holde Träume ruhten;
Dein Goldhaar fiel gelöst,
Ein reicher Wasserfall, in schilfbekränzten Fluthen
Auf Glieder, die entblößt.

Die Schönste warst Du stets, so oft sich zu Vigilien
Sylphen und Wasserfrau'n einfanden mit Familien;
Du huschtest wie ein Kahn
Den Wellenspiegel hin, weißschimmernd wie die Lilien,
Geschmeidig wie ein Schwan.

Sag' mir, wo zum Genuß, zum heitern, sorgenlosen,
Steht dein Korallenbau? wo zu verschwieg'nem Kosen
Dein unbelauscht Asyl,
Die Perlenmuschel, d'rin Nymphen aus Wasserrosen
Bereiten Deinen Pfühl?

Ist's dort am Felsen wohl, an dem sich mit Gewimmer
Die dumpfe Woge bricht? vielleicht beim Vollmondschimmer,
Wenn rings die Welt in Ruh,
Die weichen Arme dort dem unerschrock'nen Schwimmer
Verlangend öffnest Du?

---

mich Neigung einst mit neuen Fesseln binden, — Nie wird des schönsten Traums Erinn'rung drum entschwinden, — Zu tief im Herzen steht in ew'ger Blüthenzier — Die Liebe jener Zeit, die Jugendliebe mir.

Vielleicht auch ist es hier die träumerische Stelle,
Hier, wo der Weidenbaum, der in der Mittagshelle
Thaufrischen Schatten zollt,
Sich schmachtend niederneigt, als ob er in der Welle
Ein Bild liebkosen wollt'?

Dort, wo die Iris blüht im Schilf, wo Koloquinten
Zerbröckelndes Gebälk, goldrostige Marmorplinthen
Umwuchern, wo manchmal
Verliebte träumen geh'n, wenn sich mit tiefern Tinten
Der Abend senkt in's Thal?

Dort ist's; dort leg' ich hin die schlichte Opferspende:
Honig und süße Frucht vom sonnigsten Gelände
Mit frischer Blumen Zier.
Verschmäh' die Gabe nicht, Du Liebliche! o wende
Mildlächelnd Dich zu mir!

Und gern erzähl' ich Dir in traulichem Verweilen,
Wie ein verwundet Herz die Menschenkinder heilen;
Auch sing' ich, wenn Du willst,
Zur goldnen Harfe wohl, mit welcher Du zuweilen
Dein eigen Sehnen stillst.

Doch, o des Wahns! umsonst, Du schöner Fluß von Thracien,
Nach Deinem Zauber heut' Oelbäume und Akazien
Umspäh' ich; Fluth und Strand,
So hold bevölkert einst vom Schönheitssinn der Grazien,
Entseelte der Verstand.

Nichts dürfte geeigneter sein, den Contrast zwischen echter Brizeux'scher Naturwahrheit und der französischen Modepoesie drastischer zu veranschaulichen, als dieses parfümirte Gedicht, das mit seinem sinnlich-lüsternen Grundton, den raffinirten Bildern, den gesuchten und barocken Reimen, der pikanten Bizarrerie der Diction selbst die Natur gewissermaßen nur als das Boudoir einer Vertreterin der Pariser Demi-monde darstellt.

Freilich ist auch Brizeux in seinen späteren Werken nicht immer frei von Geschmacklosigkeiten, und seine Gedanken streifen manchmal geradezu an Trivialität, wie etwa in folgendem

„Dreitheiligen Gesang".

(An den Marquis von Belloy).

Dem Glauben die Ehr';
Er adelt mehr
Als Kronen von Golde schwer!

Die Liebe, die rein,
Soll gesegnet sein;
Sie komme wie Sonnenschein!

Um Gottlose klagt!
Sie sind geplagt
Vom Zweifel, der frißt und nagt.

Der Verzweiflung Kind
Eine Stütze find',
Es wandelt hin und ist blind.

Alle Leiden laß
Nur den Haß
Quälen ohne Unterlaß!

Selbst in folgenden zwei Gedichten erscheinen uns trotz des einfachen, wahren Grundtons und der reinen poetischen Stimmung die Schlußgedanken krank:

An Diana.

Schließe die Augen zu
Voll Himmelsruh,
Schließe die Augen zu!

Decke Dein Angesicht
So rein und licht,
Decke Dein Angesicht!

Dämpfe der Stimme Laut
So süß und traut,
Dämpfe der Stimme Laut!

Wem die Schönheit erschien,
Der welkt dahin;
Sie berauscht und tödtet ihn.

Elegie.

O, wünscht Euch nimmermehr ein allzulanges Leben,
Wenn Euch die Bilder stets des Jugendglücks umschweben,
Wenn Euch vom Jahr allein der Wonnemond gefällt,
Vom Tag der Morgen nur, da Thau vom Himmel fällt,
Wenn die Erinn'rung stets Euch ihren Fittich leiht,
Stets lenkt der Seele Flug zurück zur Jugendzeit.
Wie manche Blüthe muß, sobald ihr Thau dahin,
Im Sonnenbrand vergeh'n, und Duft und Farbe flieh'n!
— O, wünscht Euch nimmermehr ein allzu langes Leben,
Wenn Euch die Bilder stets des Jugendglücks umschweben!

Als Probe der im didaktischen Stil gehaltenen Poesie unseres Dichters mögen etwa die mit dem Titel „Kunstgelübde" überschriebenen Strophen aus der „Fleur d'or" gelten:

Kunstgelübde.

Ein Marmorbild, aus Maß und Anmuth ganz gebaut,
Weckt so den Schönheitssinn des jugendlichen Weibes,
Daß nach dem Bild ein Mal geschaut,
Sich formen kann die Frucht des Leibes.

Der Dichtung Heil, da sie, wie mit Posaunenruf,
Durch Kunden edler That in Seelen, die gesunken,
Zur Tugend, die das Höchste schuf,
Entfachen kann den Gottesfunken!

Vollendet aber ist die Kunst nur, wenn's ihr glückt,
Zum Ganzen wunderbar harmonisch zu vermählen
Die Schönheit, die das Aug' entzückt,
Mit jener, die erhebt die Seelen.

Daß aber Brizeux auch in seinen späteren poetischen Leistungen hie und da wieder den zarten und sinnigen, wie jenen sprudelnd-naturfrischen Ton zu treffen weiß, der seine erste Sammlung charakterisirt, dafür mögen folgende zwei Gedichte zeugen:

Die Frauen.

Einst liebt' ich blos an ihr den Liebreiz der Gestalt,
Des morgenfrischen Munds bezaubernde Gewalt,
Das dunkle Haar, die feinen Linien,
Die mir das Ebenmaß des schönsten Leib's gezeigt,
Der zagend, wie im Wind die Weide, bald sich neigt,
Und bald erhebt gleich stolzen Pinien.

In Schönheit schwelgt ich ganz. Noch hatt' ich nicht bedacht,
Daß diese Form beseelt, daß dieser Wimpern Nacht
Ein sinnig Licht mir scheu verhehle;
Nur hie und da ein Ton von ihrem Munde frisch
Schlug weich-melodisch an; ich ließ ihn träumerisch
Ausklingen in der eig'nen Seele[1]).

---

[1]) Einzige Variante in den „Fünf Büchern franz. Lyrik": „Ein Laut nur hier und da, der ihrem Mund entfiel, — Traf ahnungsvoll mein Ohr; ich ließ ihn halb im Spiel — Ausklingen in der eig'nen Seele".

O, wenn Du kannst, verzeih', verzeih' das Unrecht mir!
Als später aus der Welt ich flüchtete zu Dir,
Hilfloser noch als Du, verdrossen,
Im Kampfe mit mir selbst, verlassen, arm, entblößt . . .
Da, wie die Blüthe still sich aus der Knospe löst,
Hat sich Dein Innres mir erschlossen.

Das ist der Bann, ihr Frau'n, dem Keiner sich entzieht!
Die Schönheit, die man ahnt, die Schönheit, die man sieht,
Hab' ich gepaart bei Euch gefunden.
Bald stark, bald schwach erscheint zwiefachen Wesens Ihr,
Doch immer lenkt Ihr uns, und willig folgen wir,
Von Eurem Doppelreiz gebunden.

Blumen und Lieder.

Schon will's im Osten grau'n; auf, laßt an Waldeshöh'n,
In Wiesen und Gehäg mich Blumen suchen gehn,
Eh' noch dem Tag die Wächter riefen!
Den zartsten Duft entlockt dem Blust der Morgenhauch,
Und frischer, duftiger sind die Liederblüthen auch,
Wenn sie vom Thau des Morgens triefen.

Wie manche Blüthe schon starb ungepflückt dahin!
O, daß wir unbemerkt kein Blumenleben flieh'n
In diesem kurzen Dasein ließen!
Blust will ich pflücken geh'n, daß in der Morgenluft
Wie zweier Seelen Hauch Gesang und Blumenduft
Verschwistert in einander fließen!

Und Lieder pflück' ich mir; — jauchzt nicht der Fink im Hag,
Wenn neubeseelt die Welt begrüßt den jungen Tag,
Wenn Alles blüht und singt und stammelt?
Und singen will auch ich, den Frohsinn in der Brust,
Sowie die Biene, die im Flug von Blust zu Blust,
Sich summend ihren Honig sammelt!

Und, froh der thauigen Last, kehr' ich vom Wiesenranft
Zum Lager, wo sich noch des Schlummers Fesseln sanft
Um der Geliebten Glieder legen;
Aufwecken will ich sie mit meinem frischen Sang,
Und fallen soll ihr reich auf Augen, Stirn und Wang',
Ein voller, duftiger Blüthenregen.

Und wenn sie hold verträumt mir dann entgegenlacht,
Und mit der weißen Hand die reiche Blumenpracht
Zu haschen sucht auf Stirn und Kissen . . .
Dann soll die liebliche, ob dieser frische Mai
Von Blüthen, ob mein Strauß von Liedern frischer sei,
Verwirrt kaum zu entscheiden wissen.

So fremd Brizeux auch die Zerrissenheit und die inneren Kämpfe einer von Leidenschaften unterwühlten Natur sind, so zeigt sich doch zuweilen Etwas bei ihm, wie Spuren einer verhaltenen Leidenschaft, freilich meist gepaart mit einer gewissen Resignation oder beherrscht von einem seltenen aufopferungsfreudigen Zartgefühl, so in dem Gedicht: „Befiehl nur“ 2c.

Brizeux ist vor Allem der Dichter der Frauen, der Dichter des häuslichen Herdes, der Familie, er hat ein durchaus eigenthümliches individuelles Gepräge, eine echte Originalität im Gewande maßvoller Bescheidenheit, Idealität ohne alle Mystik, er ist schön in seiner klaren Einfachheit, zart ohne weinerliche Sentimentalität. — Brizeux dichtete auch im bretonischen Idiom, als ob, sagt ein französischer Kritiker mit jenem unerbittlichen Esprit, als ob es nicht schon hinreichen würde, schöne französische Verse zu schreiben, um unbekannt zu bleiben. Und wirklich, wenn es einerseits fast unerklärlich ist, wie das neuere Frankreich einen solchen Dichter hervorbringen konnte, so wird doch anderseits Niemand darüber erstaunt sein, daß Brizeux dort gar nicht oder lange nicht so populär ist, wie er es verdient. Für ein gewöhnliches französisches Publicum ist er zu gewählt, zu fein und zu wenig specifisch französisch. In seiner ganzen Lebensweise zeigt sich jener unpraktische Zug einer idealistischen Künstlernatur, der sonst nur dem Deutschen eigen ist, und auch der Umstand, daß Brizeux erst nach seinem Tode so eigentlich auf den Schild gehoben wird, ein Vorzug, dessen sonst namentlich die Deutschen genießen, trifft hier bei der Vergleichung zu.

Herr Sainte-Beuve von der Akademie hat es für nöthig erachtet, in seinen „portraits contemporains“ jede Verwandtschaft unseres Dichters mit der nordischen Poesie (worunter er haupt-

sächlich die deutsche versteht) in Abrede zu stellen, und wenn hierbei der Kritiker mit einem unnachahmlichen Zartsinn halb ausspricht, halb errathen läßt, daß er Melancholie und Mystik und eine entsprechende Unsicherheit und Verschwommenheit in der Form noch immer für unerläßliche Grundbedingungen deutscher Poesie hält, so überkommt uns unwillkürlich das tröstliche Gefühl, als ob auch die Kritik des hie und da ein wenig preciösen Herrn Sainte-Beuve etwas von der Naivität des besprochenen Dichters profitirt hätte.

Außer seinem Aufenthalte in Italien lebte Brizeux einst in einer Bauernhütte in einem verborgenen Winkel seiner Bretagne. Neben dem Ertrag seiner Arbeit bezog er eine kleine Pension vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts, die kaum hinreichend war, ihn vor Dürftigkeit zu bewahren. Nie benützte er die Gelegenheit, sich an einträglichen schriftstellerischen Unternehmungen zu betheiligen, die ihn von seinen Idealen abgezogen hätten. In Prosa schrieb er nur flüchtig und mit Widerstreben, und man besitzt von ihm nur eine einzige bedeutendere prosaische Arbeit, eine Uebersetzung Dantes. Die französische Akademie war eben im Begriff ihn zum Mitgliede zu ernennen, als der Tod ihn an die Entbehrlichkeit dieser Auszeichnung erinnerte, nach der er sein ganzes Leben lang gestrebt haben soll.

So hätten wir denn hier auf einen neueren Dichter aufmerksam gemacht, der nicht groß, nicht schwungvoll, nicht pikant, aber sinnig und natürlich ist, unabhängig von jeder Schule, jeder Coterie, jedem Zeitinteresse, jeder Mode. Offener Sinn für Natur, ein gesundes religiöses nnd moralisches Gefühl bilden den Grundton in allen seinen Werken. Die gelungensten derselben sind immer der Ausfluß einer wahren Empfindung; deswegen besteht ihr eigenthümlicher Zauber auch darin, daß sie die geheimsten Saiten des Gemüthes berühren und uns zum Mitempfinden zwingen, wo andere französische Dichter höchstens Staunen in uns erregen. Brizeux schildert nicht, um zu schildern, sondern um seinen Gestalten Relief zu geben; er malt leblose

Natur, aber sie ist ihm nur Hintergrund zur Handlung, Folie zum Gedanken. Nicht nur wird Brizeux, was er heute werth ist, zu jeder Zeit werth sein, — ein Lob, das man außer einer nicht allzu großen Zahl Béranger'scher Chansons vielleicht keinem neueren französischen und überhaupt nur äußerst wenigen neuern Dichtern nachsagen kann, — sondern seine besseren Schöpfungen werden, wie jener deutsche Dichter von seinem Gesang sagt, „mit den Jahren zunehmen, wie deutscher Wein", wenn man nämlich von den Franzosen hoffen darf, was Platen bei den Deutschen voraussetzt, daß sich ihr Geschmack läutern und bessern werde.

Wenn wir es wiederholt betonen, daß Brizeux in Frankreich noch lange nicht so populär ist, wie er es verdient, so müssen wir gleichzeitig mit Anerkennung erwähnen, daß die competentesten französischen Kritiker diesen Dichter vielfach und günstig besprechen. Sollte das mit anderen Erscheinungen, mit der Pflege deutscher Kunst, namentlich der Musik, mit der Neigung zum Gesunden, Einfachen, Natürlichen, die auch in der Literatur nach so vielen Verirrungen und Geschmacklosigkeiten in neuester Zeit einer namhaften Zahl nicht unbegabter junger französischer Schriftsteller eigen ist, in innigerem Zusammenhange stehen, — und sollte wirklich all' das mehr als bloße Nachahmungssucht, mehr als eine vorübergehende Mode sein?" — —

Alphonse Marie Louis Prat de Lamartine (1790—1869), dem religiös-sentimentalen Schwärmer, dessen Innenleben zeitweilig zwischen Saint-Simonistischen Doctrinen und religiöser Starrgläubigkeit haltlos hin- und herpendelte, der eine Zeitlang sogar Minister des Auswärtigen der neuen Republik war, diesem berühmten Verfasser der berühmten „Méditations poétiques" (1820) ist der folgende, das innerste poetische Naturell des Dichters grell beleuchtende Essay gewidmet. Lamartine's Gedichte „Buonaparte" und „Erinnerung" finden sich in den „fünf Büchern französischer Lyrik", ersteres mit den Geibel'schen Varianten, letzteres aber nicht vollständig verdeutscht. Deshalb werden sie hier in der ursprünglichen Uebersetzung Leuthold's mitgetheilt.

Lamartine,

der bekanntlich in neuester Zeit*) in großartigem Maßstabe Almosen sammelt, hat sich selbst nach und nach um einen seltenen dichterischen Ruf und um eine Popularität gebracht, die, namentlich nach der Februarrevolution von 1848, eine unermeßliche war. Daß der wankelmüthige und unschlüssige Lamartine sich selbst für einen Politiker halten konnte, das kann man sich nur durch die ebenso maß- als kritiklose Eitelkeit erklären, mit welcher der Dichter der Méditations seit je von seiner eigenen Persönlichkeit eingenommen war. Daß aber auch Andere, und darunter Leute von Urtheil, Lamartine damals für einen der Situation gewachsenen Staatsmann halten, das ist uns mindestens ebenso unverständlich, wie die Bereitwilligkeit, mit welcher man in Frankreich nach dem Erscheinen der „Histoire des Girondins“ und auch später noch auf Grund der „Histoire de la révolution de 1848“ und der „Histoire de la restauration“, die eher alles Andere als zuverlässige Geschichtswerke sind, Lamartine den Beruf zum Historiker zutraute. Zum Politiker wie zum Geschichtsschreiber fehlt dem Dichter der Méditations ungefähr Alles.

Begreiflicher dagegen finden wir den unerhörten Erfolg, den Lamartine's Gedichte bei dem französischen Publicum zu einer Zeit hatten, als dasselbe noch nicht durch schlechte Uebersetzungen aus dem Deutschen und Englischen an jenen religiös-schwärmerischen und weich-sehnsüchtigen Ton gewöhnt war, den Lamartine zuerst in seinen „Méditations poétiques“ anschlug, welche binnen wenigen Jahren in 45 000 Exemplaren von den Franzosen verschlungen wurden. Wenn man von der lächerlichen und ganz unmännlichen Eitelkeit des Dichters, wenn man von den vielen ekelerzeugenden poetischen Producten absieht, in welchen der Verfasser immer und immer wieder vor dem Gott in seinem eigenen Innern kniet, so bleibt von Lamartine fast nur noch der Eklektiker übrig, der bei den italienischen und englischen Idealisten, bei Torquato

*) Dieser Essay ist 1862 geschrieben.

Tasso und Milton in die Schule ging, jedoch an eigener Erfahrung und künstlerischer Durchbildung weit hinter seinen Lehrmeistern zurückblieb. Der Zug von Wahlverwandtschaft mit Lord Byron, den Lamartine gelegentlich heuchelte, fehlte ihm in Wahrheit ebenso vollständig, wie die Fähigkeit, diesen Großartigsten unter den modernen Dichtern, die wir gelegentlich als Epigonen bezeichnen, zu verstehen oder in Nachbildungen den charakteristischen Ton des Originals zu treffen. Einen gewissen idealistischen Flug, wie wir ihn an unseren eigenen sogenannten Idealisten, namentlich an Schiller bewundern, muß man indessen auch den gelungeneren Leistungen Lamartine's zugestehen. Doch wüßten wir kaum eines unter seinen wenigen namhaften Gedichten zu nennen, das uns einen reinen, das uns den Eindruck harmonischer Durchführung und künstlerischer Vollendung hinterließe. Mit einer unerklärlichen Geschmacklosigkeit pflegt Lamartine jeden Gedanken, jedes Bild durch eine Häufung ähnlicher Gedanken oder Bilder abzuschwächen, oder durch umschreibende Wiederholung geradezu todtzuschlagen; bedenklicher noch als dieses Bilderchaos, das namentlich die sogenannten „Stimmungsgedichte“ oft in unerträglicher Weise entstellt, ist die Unklarheit der Gedanken und Empfindungen, und hie und da — was sonst bei französischen Dichtern selten vorkommt und bei der Präcision der französischen Sprache ziemlich schwierig sein muß — selbst der Ausdrucksweise.

Leidlich frei von diesem letzteren Fehler, dagegen zum Theil mit den zuerst gerügten Mängeln behaftet, ist Lamartine's Gedicht auf Napoleon I., das wir übrigens unbedenklich zu den bedeutendsten Leistungen des Dichters zählen. An großem Wurf in der Auffassung und an getragenem Pathos der Sprache ist wohl kein anderes Erzeugniß des Autors mit diesem Gedicht zu vergleichen, von dem freilich einige der wirksamsten Stellen dem bekannten, u. A. auch von Goethe — freilich unbegreiflich mangelhaft — in's Deutsche übertragenen „Cinque Maggio“ Alessandro Manzoni's nachgebildet sind. Der Charakter knapper Strenge und einfacher, beinahe schmuckloser Größe der italienischen Dich-

tung ist zwar in dem farbenreichen Kleid des französischen Alexandriners verloren gegangen; daß es dagegen dem Lamartine-schen Gedicht nicht an Reichthum und Schwung fehlt, dafür mag folgende ziemlich treue Uebersetzung zeugen:

Buonaparte.

Auf einem kahlen Riff, um das die Wogen wimmern,
Sieht aus der Ferne schon der Seemann weißlich schimmern
Am angeschwemmten Strand ein abgelegnes Grab.
Noch bräunte nicht die Zeit den Stein, und unter'm Teppich
Des grünlichen Geflechts von Zwerggeständ' und Eppich
Liegt . . . ein zerbrochner Herrscherstab.

Hier ruht . . . kein Name, nein! . . . Die Erde mögt Ihr fragen,
Wo er mit blutiger Schrift auf immer eingetragen
Vom Bord des Tanaïs zu Kedar's Felsenjoch
In Erz und Marmor bleibt und auf der Brust der Braven,
Und bis in's tiefste Herz von jener Heerde Sclaven,
Die unter seinem Wagen kroch.

So nahm, seit jenen Zwei'n, die groß und weltbewundert
Stets ein Jahrhundert nennt dem kommenden Jahrhundert,
Kein Name blitzstrahlgleich den ruhmbeschwingten Lauf;
So hat der Erde Grund, um auf den Thron zu steigen,
Noch keines Menschen Tritt gestempelt als sein Eigen —
Und hier hört diese Fußspur auf.

Hier ist er! . . . ihn umkreist ein Kind mit wenig Schritten;
Sein Schatten regt sich nicht, wenn unter Feindestritten
Der Sarg erdröhnt; es darf getrost
Um diese Donnerstirn die Eintagsfliege schwärmen,
Und in das Schweigen fällt einförmig nur das Lärmen
Des Meers, das um die Klippe tost.

Du ruhbedürftiger Geist, glaub' nicht, daß Dir die Ehre
Der stummen Majestät des Sängers Mund versehre,
Der nie ein Grab entweiht, nicht richtet, noch verdammt,
Stets eine Freistatt hat dem Ruhm die Gruft geboten;
Zu heben von dem Sarg das Bahrtuch eines Todten,
Ist nur der Wahrheit heilig Amt!

Dir waren Wieg' und Grab mit gleicher Nacht umdunkelt;
Du aber glichst dem Blitz, der das Gewölk durchfunkelt,
Als Du noch namenlos, andonnertest das All.
So, eh' er Memphis noch gesäugt an seinen Brüsten,
So wälzt noch namenlos der Nil durch Memnon's Wüsten
Den ungestümen Wogenschwall.

Die Götter waren hin, zerschellt der Throne Stufen,
Da flogst Du siegreich auf; zum Herrn Dich auszurufen,
Bot Dir ein Brutusvolk die königliche Zier.
Das Sitten, Könige, Gott wegriß wie Schaumesflocken,
Selbst dies Jahrhundert trat zur Quelle jäh erschrocken
Um einen Schritt zurück vor Dir.

Du griffst den Irrthum an, vor keiner Zahl erbleichend,
Mit Schatten rangest Du, dem stolzen Jakob gleichend,
Bis Du, ein Mensch, den Sturz des Truggebilds erzielt:
Die größten Namen all der Völker und der Länder
Entweihtest spielend Du, so wie der Tempelschänder
Mit den Altargefäßen spielt.

Was nur der Mensch verehrt: Ruhm, Ehre, Freiheit, Alles
War Dir nur hohler Schall wohllautenden Metalles,
Den weithin in die Fern' ein stumpfes Echo trägt.
Das Alles konnte nicht Dein lechzend Ohr erfrischen;
Dich hat allein die Schlacht, der Klinge schneidig Zischen
Und der Trompete Ton bewegt.

Hochfahrend heischtest Du zu rastlos angestrebter
Allmacht von dieser Welt allein das Kaiserscepter.
Vordrangst Du . . . Allem feind, was Dir ein Hemmniß war;
Dein Wille glich dem Pfeil, der rasch den Flug vollendet
Und sicher trifft das Ziel, zu dem der Blick ihn sendet,
Durch eines Freundes Herz sogar.

Von königlichem Gram die Stirne zu entschleiern,
Nie pflagst Du lustbeseelt beim Weinpocal zu feiern,
Es wendete Dein Blick sich anderm Purpur zu.
Dem Krieger gleich, der wacht, aufrecht, im Stahlgeschmeide,
Ob Du die Schönheit sahst im Lächeln, ob im Leide,
Nie lächeltest noch seufztest Du.

Du liebtest nur Geklirr von Erz und Feindeswimmern,
Nur auf den Waffen gern sahst Du das Frühroth schimmern!

Nichts je liebkostest Du, als nur Dein dampfend Roß,
Wenn sturmgleich jähen Ritts der falben Mähne Wogen
Dir Furchen in dem Dunst der heißen Feldschlacht zogen,
Und wenn von Blut sein Hufhaar floß.

Du wuchsest ohne Lust, fielst lautlos hin in ganzer
Mannkraft; jedoch kein Herz schlug unter Deinem Panzer,
Zum Denken warst Du da, für Haß und Liebe kalt;
Einsam aus Wolkenhöh'n das All zu überschauen,
Ward Dir der Blick des Aars, Dir wurden seine Klauen,
Mit denen Du die Welt umkrallt.

Mit einem einz'gen Sprung dem Sieg im Wagen sitzen,
Mit seinem Ruhm der Welt in's feige Antlitz blitzen,
Tribunen, Fürsten zieh'n im Koth mit gleichem Hohn
Und schmieden in ein Joch, gestählt durch Lieb' und Hassen,
Und fletschen in's Gebiß und furchtsam zittern lassen
Ein Volk, das dem Gesetz entflohn.

Von dem Jahrhundert ganz das Leben sein und Sinnen,
Entmuthigen den Neid, dem raschen Dolch entrinnen,
Erschüttern, fester bau'n das Weltall, das gebebt,
Und es dann zwanzig Mal bei Deiner Blitze Lodern
Im Spiel einsetzen und zum Kampf die Götter fodern —
Welch stolzer Traum! . . . den Du gelebt!

Und endlich fielst Du doch vom höchsten Ruhmgerüste!
Verschlagen von dem Sturm an diese öde Küste
Sah'st Du den Purpur, Dir zerfetzt von Feindeshand;
Zum Ausruh'n auf dem Weg vom Thron zum Grab gewährte
Das Schicksal, das Dein Trotz als einz'gen Gott verehrte,
Dir diese *eine* Scholle Land.

O, hätt' ich je Dich hier geseh'n in Deiner Blöße,
Wenn, fern dem Weltgeräusch, das Bild vergang'ner Größe
Wie ein Gewissensbiß durch Deine Seele ging,
Wenn auf der breiten Brust die Arme sich verschränkten,
Und an der kahlen Stirn, der sinnenden, gesenkten,
Nachtdunkel das Entsetzen hing.

Wie hoch vom Strand ein Hirt im Strome langgezogen
Den eignen Schatten sich bewegen mit den Wogen,

Aufsteh'n und fallen sieht in stetem Wellenstreit,
So riefst Du wohl, am Rand einsamer Größe stehend,
Im Schatten alter Zeit Dich selber wieder sehend,
Den Tagen der Vergangenheit.

Sie wogten Dir vorbei, wie Meerfluth, deren Spitzen
Du weithin leuchtend noch aufschimmern sah'st und blitzen;
Ihr Wellenschlag erklang melodisch Dir im Ohr,
Wenn ihres Ruhms ein Strahl Dein Antlitz überhauchte
Und glänzender Dein Bild aus jeder Woge tauchte,
Bis sie Dein trunken Aug' verlor.

Auf schwanker Brücke hier hast Du getrotzt Armeen,
Dort hießest Du den Staub der Wüste auferstehen,
Es schauerte Dein Roß in Jordans heiliger Fluth,
Hier ebnete Dein Tritt die steilsten Höh'n zu Wegen,
Zum Scepter schufst Du dort den unbesiegten Degen,
Hier . . . Doch, was stockt Dir jäh das Blut?

Was wendest Du den Blick? was zucken Deine Brauen?
Was deckt die Stirne Dir mit leichenblassem Grauen?
Was trat Entsetzliches Dir vor die Seele, was?
Sind's Trümmer einer Stadt, an der noch Flammen lecken?
Blachfelder, blutgedüngt, die Leichen noch bedecken?
Doch nein; der Ruhm tilgt alles das.

Der Ruhm löscht Alles aus, die Unthat ausgenommen.
Hier wies er hin, hier kommt ein Opfer angeschwommen,
Ein Jüngling und ein Held, bespritzt mit reinem Blut!
Die Woge, die ihn trägt, kommt näher, immer näher,
Und Condé's Namen stets in's Antlitz wirft dem Späher
Mit dumpfem Racheschrei die Fluth . . .

Umsonst nach seiner Stirn in unnennbarem Schrecken
Fuhr er mit hastiger Hand, zu tilgen diesen Flecken,
Der unter'm Finger neu und frischer stets erschien;
Und wie, wenn über ihn die Hand des Schicksals käme,
So krönt das blut'ge Mal gleich einem Diademe
Mit dieser einen Unthat ihn.

Und dieser Frevel ist's, der Dich, Tyrann! entehren,
Der selbst an Deinem Geist den Zweifel ewig nähren

Und deines Wagens Spur mit Blut besudeln muß.
Dein Name bleibt fortan ein Spielball aller Zeiten;
Wie sie Dich nennen soll, wird stets die Nachwelt streiten:
Ob Cäsar oder Marius?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Indessen hast Du doch gemeinen Tods geendet,
Dem Schnitter ähnlich, der, eh' man den Lohn ihm spendet,
Sich auf die Sichel legt, vom Schlafe übermannt;
Um Deine Hüften bandst Du sterbend Dir den Degen,
Gingst, müd' des Tagewerks, um Rechnung abzulegen
Dem Dienstherrn, der Dich ausgesandt.

Man sagt, in letzter Zeit hab' er den Blick nach Oben,
Zu dem Unendlichen im Todeskampf erhoben,
Der scheiden aus der Welt die Riesenseele hieß;
An seine finst're Stirn sah man das Kreuz ihn führen,
Ja, selbst die Lippen sich zu einem Worte rühren,
Das ihn die Angst nicht enden ließ. . . .

O, nenn' ihn . . . diesen Gott, der herrscht und Herrscher krönen,
Den Gott, der strafen kann, verzeihen und versöhnen,
Der uns und Helden nicht mit gleichem Maaße mißt.
Vertrau' ihm ohne Furcht; nur er hat Dich verstanden,
Und Jedem wird sein Recht, ob er ein Sclav' in Banden,
Ob ein gekrönter Herrscher ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Geschlossen ist sein Sarg; Gott hat gerichtet, stille!
Denn That und Missethat wog der allweise Wille,
Deß Gnade endlos ist, wie seine Allgewalt!
Kein Sterblicher erforscht die Tiefe dieses Bornes,
Und Keiner weiß, ob nicht, Du Geißel seines Zornes!
Dein Genius ihm für Tugend galt?

Unter den sentimentalen und Stimmungsgedichten Lamartine's hat namentlich das auf den Lac de Bourges bezügliche Gedicht „Der See" eine große Berühmtheit erlangt. Wir können dieser Empfindungspoesie, die uns bei dem Dichter der Méditations fast durchweg unnatürlich, als manierirt und krank, oder als prätentiös und geheuchelt erscheint, nur in seltenen Fällen einigen Geschmack abgewinnen. Eines dieser Gedichte jedoch, das in Frankreich wenig

Aufsehen gemacht und in Deutschland kaum bekannt ist, finden wir in seiner Art nicht übel und recht geeignet, die Begeisterung der Frauen für Lamartine zu erklären, der denn auch bekanntlich als Haupt- und Vorbild jener Schule von französischen Dichterinnen zu betrachten ist, die in Delphine Gay, der späteren Gemahlin Emile de Girardin's, in Elise Mercoeur und Anaïs Segalas wohl ihre talentvollsten Repräsentantinnen zählte. Das Gedicht führt den Titel: „Souvenir“ und hat in folgender Uebersetzung an dem eigentlichen Zauber in Sprache und Stimmung kaum viel verloren:

Erinnerung.

Die Tage flieh'n; ich acht' es kaum;
Denn keiner läßt mir Dein Erinnern;
Nur Du wohnst ewig mir im Innern,
Du, meiner Liebe letzter Traum!

Die Jahre, die vorüber wallen,
Wie häufen sie sich hinter mir!
So sieht um sich der Blätter Zier
Die Eiche welk zur Erde fallen.

Schnee hat sich auf mein Haupt gelegt,
Mein Blut ist kalt und träg' geworden,
Wie Wellen, die der Sturm aus Norden,
Der eisige, in Fesseln schlägt.

Doch ewig jungen Reiz entfaltet
In mir Dein Bild, verschönt von Neu';
In meinem Busen heg' ich's treu,
Sowie die Seele, die nicht altet.

Am Abend flieht der Sonne Schimmer
Und kehrt erst, wenn der Tag erwacht;
Doch meine Lieb' kennt keine Nacht,
Ob meiner Seele strahlst Du immer.

Nur Dich schau' ich, für Andres blind,
In Wüsten und in Ungewittern,
Dein Bild seh' ich in Wellen zittern,
In Deiner Sprache spricht der Wind.

Wenn Dämm'rung ihren Flor, den düstern,
Ausspannt, wenn Alles ging zur Ruh',
Ist mir, im Windhauch nahest Du,
Mir ein Geheimniß zuzuflüstern.

Auch mein' ich Nachts, wenn dichtgedrängt
Die Himmelsleuchten aufgehn ferne,
Ich sehe Dich in jedem Sterne,
An dem mein Aug' am liebsten hängt.

Nein, meinem Blick entschwandst Du nicht,
Da Du vom Erdenleid genesen,
Ich seh' Dich ganz, wie Du gewesen,
Hinwandeln in dem ewigen Licht.

Mit gleicher Anmuth noch umwoben,
Ganz wie an jenem letzten Tag,
Da Deiner Seele Flügelschlag
Dich mit dem Frühroth trug nach oben,

So schön, so rein, so schmerzgeweiht
Seh ich' Dich durch die Himmel schweben;
Dein Auge, drin erlosch das Leben,
Nun strahlt es von Unsterblichkeit.

Noch immer kost der Winde Schwellen
Um Deine Locken liebeweich,
Auf Deinen Busen fallen reich
Des glänzend schwarzen Haares Wellen.*)

Der Wehmuth sanfter Schleier dämpft
Das Leuchten Deines Angesichtes,
Wie wenn der Glanz des Morgenlichtes
Noch mit der Dämm'rung Schatten kämpft.*)

Oft, wenn in Blüthenkelche tauchte
Die abendliche, laue Luft,
War mir, es sei der süße Duft
Dein Athem, der mich überhauchte.

---

*) Diese Strophen fehlen in den „Fünf Büchern franz. Lyrik“. (S. 26.)

Es trocknete mir Deine Hand
Im Auge stets die heißen Zähren,
Wenn ich vor tröstenden Altären,
Ein Beter, einsam klagend stand.

Und nächtlich Deiner Flügel Rauschen
Im Schlummer hör' ich über mir;
Ein jeder Traum kommt mir von Dir
In wunderbarem Seelentauschen.

Würd einst durch Dich mein Lebenslauf
Indeß ich schlummerte, geendet,
Verklärte, die mein Sein vollendet!
In Deinem Busen wacht' ich auf.

Zwei Seufzer, die zusammen klagen,
Zwei Strahlen eines Morgenscheins,
Sind unsre beiden Seelen Eins —
Und Du, mein Herz, Du kannst noch zagen?"

Die nun folgenden Arbeiten bilden eine Serie. „Ueber französische Romantiker" lautet ihre General-Ueberschrift. Diese Artikel befassen sich zunächst mit Alfred Victor Graf de Vigny (1799 bis 1863), dessen größeres Gedicht „Das Horn" hier in Leuthold'scher Original-Uebersetzung mitgetheilt ist, und mit Louis Charles de Musset (1810—1857), dem leider allzu früh geistig und seelisch ermatteten großen französischen Lyriker, von dem die hier in Leuthold'scher Verdeutschung abgedruckten „Stanzen" herrühren. Ferner werden mehr oder minder eingehend behandelt: Charles Lioult de Chênedollé (1769—1833), Emile Deschamps (1791 bis 1871), dessen Uebertragung von Schillers Glocke in's Französische Leuthold einer scharfen Kritik unterzieht, und Charles Augustin Sainte-Beuve (1804—1869). Zwischendurch weist Leuthold Byron's Einfluß auf die Franzosen nach. An Uebersetzungen sind außer den bereits genannten noch zu erwähnen: „An das Meer" von Lord Byron (aus „Childe Harold's Pilgrimage, VI. 179 ff.), „Der Fechter" von Chênedollé, das „Seestück" von Emile Deschamps und zwei Sonette sowie „das Träumen" von Sainte-Beuve.

Ueber französische Romantiker.

I.

Alfred de Vigny.

Gegen das Ende des vorigen Jahres ging durch deutsche Blätter folgende Notiz:

„Der französische Akademiker Vicomte Alfred de Vigny ist, noch nicht 62 Jahre alt, mit Tod abgegangen. In den dreißiger Jahren gehörte derselbe mit Victor Hugo zu den Vorkämpfern der romantischen Schule und war eine Zeit lang einer der angesehensten Dichter Frankreichs."

Diese Notiz ist etwas mager und ziemlich ungerecht. Einer der angesehensten Dichter ist Alfred de Vigny geblieben, nachdem der Streit zwischen den sogenannten Classikern und Romantikern längst verhallt war, einer der angesehensten Dichter Frankreichs wird er bleiben, solange die französische Sprache besteht. Für uns Deutsche aber ist Alfred de Vigny noch dadurch ganz besonders interessant, daß er uns in einzelnen seiner Schöpfungen mehr als irgend einer der neuen französischeu Dichter an unsere eigenen Romantiker erinnert.

Alfred de Vigny, geboren 1799 zu Loches in der Touraine, von 1807 bis 1828 Militär, 1846 in die Akademie aufgenommen, machte in politischer Hinsicht einen ähnlichen Häutungsproceß durch, wie die meisten Romantiker. Ursprünglich katholicisirend-legitimistisch, wurde er später liberal mit einem socialistischen Anflug und einer ersichtlichen Abneigung gegen die hausbackene materialistische Bourgeoisie. Er warf hie und da, namentlich in seinen prosaischen Arbeiten, grelle Schlaglichter auf sociale Uebelstände, ohne je eigentlich politischer Schriftsteller gewesen zu sein und ohne bei seiner halb edelmännisch-malcontenten, halb idealistisch-sentimental angelegten Künstlernatur sich je über den Standpunkt des passiven Pessimismus, des aristokratisch-sensitiven Mißbehagens an der gemeinen Realität des Lebens zu erheben.

Als Dichter steht Alfred de Vigny Victor Hugo am nächsten. Mit einem beschränkteren Horizont zwar, aber mit mehr Ge-

wissenhaftigkeit und künstlerischem Verstand motivirt und vermittelt er mehr. Die Conception seiner Werke ist durchdachter, die Ausführung besonnener. Mit minder kühnem Gedankenflug arbeitet er sorgsamer in's Detail. Die gelungensten unter seinen poetischen Leistungen haben in ihrer Formvollendung oft Etwas von der Präcision und Feinheit einer fleißig durchgebildeten Ciselir-Arbeit. Nur hie und da fühlt man sich auch durch einen gewissen idealistischen Zug getragen, der die stilistische Sorgfalt vergessen läßt, die in den Gedichten de Vigny's zunächst auffällt und den Leser fesselt.

Alfred de Vigny war äußerst productiv. Der durch seine Portraits littéraires bekannte Eugène de Mirecourt versichert sogar, dieser Dichter hätte über dreißig Bände druckbereiter Werke eigenhändig verbrannt, was indessen mindestens sehr übertrieben sein dürfte. Die Hoffnung, daß nach Alfred de Vigny's Tod noch ein reicher Nachlaß erscheinen werde, hat sich bis jetzt noch nicht bestätigt. Von den bei Lebzeiten des Autors veröffentlichten Werken trug wohl der historische Roman „Cinq Mars“ am meisten zum literarischen Ruhm de Vigny's bei. Dieser unverkennbar Walter Scott nachgebildete Roman machte ein ähnliches Aufsehen wie „Notre Dame de Paris“ von Victor Hugo. Die Zeit Ludwig's XIII. ist darin ebenso wahr als fesselnd geschildert, die Charakterzeichnung, namentlich Richelieu's ist trefflich, obwohl diese Eminence grise, „welche Macchiavell neben das Evangelium und die Axt des Henkers neben das Crucifix legte“, eigentlich zu nachsichtig beurtheilt ist. „Cinq Mars“ wurde beinah in alle europäischen Sprachen übersetzt. Von den dramatischen Arbeiten de Vigny's ist vor Allem „La Maréchale d'Ancre“ durch Nerv und Handlung bemerkenswerth, obwohl diesem historischen Drama einheitliche Entwickelung und gleichmäßige Durchbildung in bedenklichem Maße fehlen. Das Drama „Chatterton“ ist einfach angelegt und in der Ausführung stellenweise seelenvoll und ergreifend, aber die Charakterzeichnung läßt Manches zu wünschen übrig, namentlich bei dem Helden des

Stückes selbst. Nennenswerth unter den übrigen literarischen Leistungen de Vigny's sind noch die Komödie „Quitte pour la peure“, ein reizendes Sittengemälde, „Stello ou les diables bleus“, eine Art historischen Romans voll geistreicher Capricen. „Servitude et grandeur militaire“, Erzählungen oder Episoden in einem etwas philanthropisch-sentimentalen Ton, aber reich an psychologisch-interessanten Details und nicht ohne stilistische Vorzüge.

Erwähnenswerth ist endlich, daß Alfred de Vigny die englische Literatur, namentlich Shakespeare, mit seinem Freunde Emile Deschamps gründlich studirte und durch eine — soweit das in Alexandrinern möglich ist — geschmackvolle und ziemlich treue Uebersetzung des „Othello“ dem romantischen Drama in Frankreich den Weg bahnte.

Von den Gedichten Alfred de Vigny's sind die „Poèmes antiques et modernes“ 1835 in einer Gesammtausgabe, die „Poèmes philosophiques“ 1843 in der „Revue des deux mondes“ erschienen. Die erstere Sammlung verdient in jeder Hinsicht den Vorzug. In den „Poèmes philosophiques“ macht sich die üppigste Description und Reflexion auf Kosten präciser Darstellung und strenger Gedankenfolge in störender Weise geltend. Sprache und Stimmung sind unbestimmter. Eine mit unerquicklicher Skepsis versetzte mystische Gott- und Weltanschauung ringt in dieser Sammlung nach Ausdruck und Gestaltung, ohne sie zu finden, und nur selten weht uns jener echt poetische Hauch an, der manche Dichtung der ersten Sammlung beseelt. Diese ist eigentlich großentheils nur eine Zusammenstellung von Gedichten, welche bereits in den Jahren 1822—24 veröffentlicht, dem Autor zu einer raschen Berühmtheit verhalfen. Unter ihnen sind „Eloa und Moses“, die „Sündfluth“ und „Delorida“, „Madame de Soubise“, die „Fregatte“ u. a., allerdings zum Theil durch mangelhafte Uebersetzungen, auch in Deutschland bekannt. Das ungewöhnliche Aufsehen, welches diese poetischen Schöpfungen seiner Zeit erregten, ist uns freilich heut zu Tage nicht mehr recht erklärbar. Wir finden die alttestamentlichen Stoffe in „Moses“ und der „Sündfluth“ weder besonders glücklich,

noch einleuchtend behandelt. Die „Fregatte“ leidet unter einer überkünstelten Form und ist nicht frei von gehaltlosem Wortgeklimper, und wenn auch in „Eloa“, dieser Geschichte vom Fall eines Engels, der seraphisch Milton-Klopstock-Lamartine'sche Stil einen mehr realistischen und allgemeinen menschlichen Ausdruck gefunden, so läßt uns dieses Mystère — wie der Dichter es nennt — doch überall da kalt, wo dieser Titel gerechtfertigt erscheint. Das Gedicht „Madame de Soubise“ dagegen ist in Ton und Farbe gelungen und zum Theil von ergreifender Wahrheit.

Weitaus am bedeutendsten aber finden wir die Behandlung mittelalterlicher Stoffe in den Gedichten „La neige“ und „Le cor“, und es ist uns unbegreiflich, warum noch keine gute, ja — soviel uns bekannt — überhaupt noch keine deutsche Uebersetzung dieser reizenden Dichtungen existirt.

Wie Alfred de Vigny überhaupt in seinen lyrischen Gedichten halb episch, in seinen epischen halb lyrisch ist, geht er in diesen „Contes“, wie er sie nennt, von einer lyrischen Stimmung aus und knüpft daran die Erzählung, ähnlich wie deutsche Dichter, z. B. Wilhelm Müller, am Eingang einzelner poetischer Schöpfungen die Jahreszeit und damit gewissermaßen die Stimmung bezeichnen, in welcher sie wünschen, daß man das Gedicht lese.

In „La neige“ wird erst das anheimelnd wohlige Gefühl beschrieben, das man im Winter beim Erzählen alter Sagen und Legenden empfindet, während draußen der Schnee auf der gefrornen Erde liegt:

Wie süß ist es, wie süß, Geschichten anzuhören,
Geschichten aus vergang'ner Zeit,
Wenn glitzernd Eis umstarrt die Föhren,
Wenn alle Felder rings und Wiesen überschneit,
Wenn jäh zum Himmel ragt, zum stimmungslosen, blassen,
Die Pappel, die von Schnee den Mantel umgethan,
Und wenn auf dem Gezweig die Kräh'n sich schaukeln lassen,
Wie auf dem Kirchthurm sich bewegt der Wetterhahn.

— — — — — — — — — — — — —

„Klein sind die Füßchen, klein, die hier den Schnee getreten!“

Und nun wird die bekannte Geschichte von Emma und dem Geheimschreiber — bei Alfred de Vigny dem Pagen — Eginhard erzählt, den die Erstere, damit seine Spuren im frischgefallenen Schnee ihre Liebe und die zusammen durchschwärmte Nacht nicht verrathen, am Morgen auf ihren Schultern durch den Schnee trägt. Die Beiden werden vom Kaiser belauscht und von der Wache angehalten. Karl der Große mit seinen zwölf Pairs hält über die Liebenden Gericht. Eine feierliche Stille herrscht, die dem Dichter zu einer meisterhaften Detailmalerei der imposanten Umgebung Zeit läßt. Die Liebenden, abwechselnd vor Furcht erbleichend, vor Scham erröthend, harren des Richterspruchs, der allen Anzeichen nach ein harter sein wird, aber siehe da, der Kaiser lächelt unter Thränen und sagt gerührt zum Bischof Turpin: Bénissez-les! Zum Schluß kehren, wie ein fernes Echo die melodiösen Verse wieder:

„Wie süß ist es, wie süß, Geschichten anzuhören,
Geschichten aus vergang'ner Zeit" 2c.

Das vollendetste Gedicht der Sammlung ist offenbar „Le cor". Ausgehend von der Schilderung des Eindrucks, den ein einzelner Hornstoß im tiefen Walde in den einsamen Pyrenäen auf ihn macht, giebt uns der Dichter ein landschaftliches Gemälde, das alle ähnlichen Leistungen Lamartine's weit hinter sich läßt, und nachdem er die Stimmung des Lesers vorbereitet, knüpft er an die Sage vom Tode Roland's an, schildert erst die Schlacht von Ronceval, dann die heimkehrende Armee Karl's des Großen, die schon diesseits der Pyrenäen ist. Der provençalische Wein strömt in die erbeuteten fremden Gefäße, die Krieger schäkern mit den Hirtinnen, und es ertönt die Laute des Troubadours. Aber mitten in dem Jubel vernimmt der Kaiser fernher den langgedehnten, klagenden Nothruf des sterbenden Neffen. Er eilt mit der Armee über die Pyrenäen zurück. Vom höchsten Bergkamme aus übersieht man das Schlachtfeld, von der sinkenden Sonne beleuchtet. Am fernen Horizont fliehen mit ihren Feld-

zeichen die Mauren. Von Weitem schon erkennt Turpin auf der Wahlstatt den zerschmetterten Leichnam Roland's. Noch hält seine Hand das elfenbeinerne Horn umkrampft:

„Son âme, en s'exhalant nous appela deux fois.“

— — — — — — — — — — — — —

Dieu! que le son du cor est triste au fond des bois.

Ist das nicht deutsche Romantik von der echten Sorte? Wir kennen kein anderes französiches Gedicht, über dem so wie hier gleich einer verhaltenen Klage jener melancholisch-poetische Duft läge, der unsere eigene Romantik charakterisirt. Von dem Wohllaut, den der französische Dichter dem vielverrufenen alexandrinischen Vers zu entlocken oder vielmehr zu verleihen weiß, mag folgende Uebersetzung des letztgenannten Gedichtes einen — wenn auch noch so unvollkommenen — Begriff geben.

II.

„Das Horn“ von Alfred de Vigny.*) Der Gegensatz zwischen deutscher und französischer Romantik. „Stanzen“ von Alfred de Musset. Die lyrisch-epische Dichtung bei den neueren Franzosen. Chênedollé's „Fechter“.

Die französischen Romantiker verfolgten ganz andere Zwecke, als die deutschen; jenen lag es zunächst an der Beseitigung des akademischen Zopfes, der sich unberechtigter Weise für Classicität ausgab. Das, was diese vor Allem kennzeichnet, die Vorliebe für's Mittelalter, die Verherrlichung der Kirche, die Versenkung in Ritterlichkeit, Minne und Legende, spielt bei der gleichnamigen französischen Schule nur eine sehr untergeordnete Rolle. Unter denen, welche mittelalterliche Stoffe überhaupt behandelten, verweilt Victor Hugo mit Vorliebe bei der Schilderung von Aeußerlichkeiten, beim Malerischen, bei Scenerie und Costüm, bei interessantem Antiquitätenkram (dies gilt namentlich von seinem berühmten

*) Dieses Gedicht Leuthold's ist bereits im ersten Theil dieses Buches mitgetheilt. (S. 29).

Roman „Notre dame de Paris“). In Alfred de Musset macht der tieferuste und sinnige Ton, den wir an unseren Romantikern gewöhnt sind, vollends der Bizarrerie Platz, der modern-französisirenden Neigung zur Caprice, zu picanten Arabesken, dem Hang zu geistreich barocken Einfällen, zur Geziertheit in Manier in Sprache und Bildern. Wie ganz anders müßte sich z. B. bei einem deutschen Romantiker ein Gedicht ausnehmen, welchem eine ähnliche Stimmung zu Grunde läge, wie folgenden „Stanzen“ Alfred de Musset's:

O, wie lieb' ich dieser Thäler
Todtenmäler,
Kühne Bogen, Kapitäler
Schwarzer Münster, schlank und hoch!
Durch die düstern Klostermauern
Winde schauern;
Auf der Ritter Schwelle trauern
Kreuz und Weihekessel noch.

O, wie lieb' ich Euch, der Gothen
Stumme Boten,
Die dem Blitzstrahl Trotz geboten,
Hohe Thürme, mächtiger Dom,
Drin, wenn heilige Hymnen schallen
Und verhallen,
Vom Gewölb, wie Wogenfallen,
Wiederkehrt der Töne Strom!

Alte Kirchen, Mausoleen,
Die dort stehen
Trotzig auf den Pyrenäen,
Unverwittertes Gestein;
Nagt die Zeit umsonst an diesen
Grauen Friesen?
Seid Ihr wohl von Bergesriesen
Nur das bleichende Gebein?

O, wie lieb' ich's, wenn zuweilen
An den Säulen
Wild aufspringend Stürme heulen
Durch das herbstliche Gebiet!
Wenn sie rings die Wälder fassen,
Steh'n gelassen
Dieser Thürme schlanke Massen,
Wie zwei Bäume von Granit.

Wenn des Tages letzte Strahlen
Purpurn malen
Die Abtei mit den Portalen,
Mein' ich, daß im Windesweh'n
Diese zwischen gothische Kanten
Hingebannten
Heiligen aus Steingiganten
Leis für die Lebendigen fleh'n.

Die Eingangs bezeichneten „Contes“ von Alfred de Vigny erscheinen auch dadurch merkwürdig, daß sie die gelungensten und

nahezu auch einzigen Versuche sind, jene lyrische Bearbeitung epischer Stoffe, bei welcher überall die eigene Empfindung des Dichters erkennbar durchleuchtet, in die neuere französische Literatur einzuführen, ähnlich wie nach schottischen Vorbildern zuerst Bürger und nach ihm Goethe, Schiller, Uhland u. A. die Ballade bei uns einbürgerten. In dieser Gattung von erzählenden Gedichten, die wir in jüngster Zeit nach dem etwas willkürlichen Unterscheidungsmerkmal eines märchen- oder nicht märchenhaften Hintergrundes bald Ballade, bald Romanze nennen (während der französische Sprachgebrauch die Bezeichnung „Romance" ungefähr auf alle rein lyrischen, strophisch gebauten und leicht singbaren Gedichte erstreckt, die keine chansons sind), ist in Frankreich äußerst wenig Erwähnenswerthes geleistet worden. Victor Hugo's sogenannte „Balladen" enthalten alles Mögliche, nur das nicht, was wir unter dieser Gattung von Gedichten verstehen, und selbst der „Fechter", dessen Autor, Chênedollé (geb. 1770) eigentlich zu den Classikern zählt, könnte bei uns kaum für eine Romanze gelten. Dieses Gedicht, das seine Entstehung dem borghesischen Fechter zu verdanken scheint, wurde in alle französischen Anthologien aufgenommen und auch außer Frankreich bekannt, wie denn Lord Byron dessen Inhalt in zwei der schönsten Stanzen seines „Childe Harold" wiedergegeben hat:

I see before me the gladiator lie:
He leans upon his hand — his manly brow
Consents to death etc.
(„Childe Harold's Pilgrimage" IV., 140 u. 141.)

Das Gedicht Chênedollé's, obwohl etwas breit in der Ausführung und etwas prosaisch im Ton, erscheint doch — wenn man die Zeit seiner Entstehung und die mäßige Begabung des Verfassers in Betracht zieht — als eine ganz erträgliche Leistung und verdient mehr als manches andere auch in's Deutsche übertragen zu werden. Es lautet in ziemlich wörtlicher Uebersetzung:

Der Fechter.

Zum Tod getroffen schwankt, doch stolzen Blicks, der Fechter,
Ein blutig Spielzeug nur der Römer stumpfem Sinn; —
Er sinkt ein Mensch, wie sie, gefällt vom Menschenschlächter
Auf die Arena sterbend hin.

Rückwärts gebogen, keck, die letzten Kräfte zwingend,
Lehnt er sich auf die Hand, die markig einst gestrotzt,
Daß er, schon mit dem Tod, mit dem ersehnten, ringend,
Dem Römer noch in's Antlitz trotzt.

Und schwächer, matter schon fühlt er die Pulse klopfen!
Es sinkt sein schwindelnd Haupt, es zittert seine Hand;
Aus seiner Wunde flieh'n gelass'ner schon die Tropfen
Des warmen Lebens in den Sand.

Des Todes Flügelschlag, schon kann er ihn belauschen;
Er stirbt, jedoch sein Herz, es fühlt sich stark und groß;
Er stirbt — da plötzlich bricht in langgedehntem Rauschen
Der Beifall für den Sieger los.

Gleichgiltig hört er's an, in ungebeugter Würde;
Des Circus höchster Ruhm, ihm wär' er ohne Werth;
Das Gut des Lebens selbst, wenn ihm nicht Rache würde,
Verachtend hätt' er's nicht begehrt.

Fern schweift sein Sinn entlang der Donau blauen Wellen;
Den Vater sieht er, alt, hilflos, im Silberhaar;
Um ihre Mutter sieht er spielend sich gesellen
Der blond gelockten Söhne Schaar.

Groß sind sie worden, stark, die Augen trotzig blitzend,
Indeß er selber hier im unerhörten Spiel,
Auf fremdem Grund ruhmlos sein Heldenblut verspritzend,
Zum Kitzel dieser Römer fiel.

O Schmach! — so steht denn auf, Barbaren aus dem Norden!
Ihr stolzen, wälzt Euch her, ein uferloser Strom,
Die Brüder rächt, die Rom zur Lust sich läßt ermorden,
Straft dies entmenschte, blutige Rom!

Auch dieses Gedicht besteht im Grund nur aus der Schilderung einer Situation, untermischt mit Rhetorik und mit einem

fast didaktisch klingenden Schluß. Der — wenn auch hie und da durch Reflexion unterbrochene — Faden einer fortlaufenden Erzählung, wie wir ihn an unsern eigenen lyrisch-epischen Dichtern lieben, findet sich bei keinem der neuern französischen Dichter. Emile Deschamps, außer Alfred de Vigny der einzige unter den Romantikern, der vielleicht Namhaftes auf diesem Gebiet hätte leisten können, verzichtete in seinen Nachahmungen des spanischen Romanzero von Anfang an auf Gewissenhaftigkeit und Treue und begnügte sich, die ernste Würde, das Primitive, Markige und Nationale der spanischen Romanzenpoesie in einem heitern, französisch-leichten, nicht selten graziösen, aber auch oft entstellend frivolen Ton wiederzugeben.

III.

Schiller's „Glocke" von Emile Deschamps. Der Einfluß Byron's auf die Franzosen. Fünf Stanzen aus Byron's „Childe Harold" und das Gedicht „Marine" von Emile Deschamps.

Zum Verständniß der deutschen Romantik, mit welcher sich Emile Deschamps viel abgegeben, fehlte ihm vollends die erforderliche Unbefangenheit und Tiefe. Was seine Nachbildungen deutscher Dichter betrifft, so setzt uns die Mangelhaftigkeit in der Uebertragung der „Braut von Korinth" und des Schiller-schen Glockenliedes fast eben so sehr in Erstaunen, wie die That-sache, daß der große Goethe diese Machwerke mit Lob überhäufen konnte. Man denke sich einmal das Schiller'sche Lied von der Glocke, in welchem der Rhythmus genau nach Inhalt und Stimmung wechselt, in gleichförmigen, eintönigen, französischen Alexandrinern, und man wird sich eines mitleidigen Lächelns noch jetzt nicht erwehren können, wenn man in den 1828 von Emile Deschamps herausgegebenen „Études françaises et étrangères" die Vorrede liest, in welcher der Verfasser dem französischen Publicum das Evangelium einer Weltliteratur verkündet und die Aneignung der poetischen Schätze aller Völker mit stricter Beibehaltung der nationalen Eigenthümlichkeiten verspricht.

Jene Uebertragungen aus dem Deutschen sind auch nach Goethe von so vielen deutschen Literaturkennern so unbedingt gelobt worden, daß wir es wohl der Mühe werth halten, einige Stellen mit dem deutschen Text zu vergleichen.

Wählen wir das Schiller'sche Lied von der Glocke, sehen wir von vornherein von den allerdings der Form nach schwer in's Französische übertragbaren, kurzen, metrisch mannigfach wechselnden Versen ab, die in der französischen Uebersetzung durch die willkürlichen Auslassungen und Einschiebsel vollständig unkenntlich geworden sind, während bei dem breiten, bequemen alexandrinischen Verse wenigstens der Inhalt mit einiger Treue hätte wiedergegeben werden können, und greifen wir die ersten besten von jenen dem Inhalt und Rhythmus nach gleich einfachen Stellen heraus, die auch nur bei einiger Pietät vor dem Original und einiger Selbstachtung leidlich übersetzt sein müßten.

Die Stelle:

„Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus —"

lautet in der Deschamps'schen Uebersetzung:

„Déjà l'adolescent que mille voeux possèdent
Tressaille et de ses soeurs quittant les chastes jeux
S'élance impatient vers un monde orageux
Pélérin engagé dans ses nombreuses voies
Qu'il a connu bientôt le néant de ses joies!
Il revient étranger au hameau paternel!"

Hier wird der Jüngling ein Besessener; ein Schauder ergreift ihn; das Mädchen wird zu einer unbestimmten Anzahl von Schwestern; diese Schwestern spielen keusche Spiele; verselange Banalitäten, von denen im Original nicht ein Wort steht, werden da unbedenklich eingeschoben.

Aber auch auf zwei Verse kommt es dem Herrn Emile Deschamps nicht an, wo es gilt, das deutsche Gedicht zu ergänzen und zu verbessern.

So fand der Uebersetzer die Stelle:

„Erröthend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt,"

allzu matt und unzulänglich. So ein französischer Romantiker kann diesem verschämten deutschen Jüngling augenblicklich die Zunge lösen:

„Aux traces de la vierge il s'attache et rêveur
Adore d'un salut la douteuse faveur;
Des aveux qu'il médite, il s'enivre lui-même,
Aux nuages, aux vents il dit cent fois qu'il aime,
Sa main aux près fleuris demande chaque jour,
Ce qu'ils ont de plus beau pour parer son amour."

Die bekannte Stelle:

„O, zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!
Der ersten Liebe gold'ne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!" —

hat der Uebersetzer die Stirn, mit folgenden zwei Versen abzuthun:

„Son cœur s'ouvre au désir et ses rêves complices
Du ciel anticipé connaissent les délices."

Nichesdestoweniger machte diese Uebersetzung der Schiller'schen „Glocke" großes Aufsehen und ward viel gelesen. Dagegen wurden die von Emile Deschamps übersetzten Shakespeare'schen Stücke „Macbeth" und „Romeo" ziemlich kühl aufgenommen.

Das gelungenste Gedicht von Emile Deschamps und vielleicht das einzige, welches den Namen des Autors vor gänzlicher Vergessenheit schützen wird, ist eine freie Nachahmung Byron's. Es wäre interessant, im Einzelnen die fremdländische Abkunft zu verfolgen, auf welche sich seit dem Entstehen der romantischen

Schule in Frankreich eine Reihe der besten und bekanntesten poetischen Erzeugnisse der französischen Dichter von Lamartine's, dem „Cinque Maggio“ Manzoni's nachgebildetem „Bonaparte“ bis auf die zweifelhaften Leistungen der jüngsten überrheinischen Epigonen zurückführen ließe. Freilich wissen die Franzosen, welche in dieser Hinsicht minder Pietät besitzen, als wir, ihre Vorbilder oft bis zur Unkenntlichkeit zu entstellen, und seltsam sind z. B. die verschiedenen Metamorphosen, in denen uns auf französischem Boden der einzige Byron entgegentritt, dessen Einfluß auf Lamartine und Victor Hugo, auf Sainte-Beuve und Alfred de Musset (wir erinnern nur an dessen „Mardoche“) und manche Andere unverkennbar ist. Byron wird in Frankreich noch heute eben so viel gelesen, als selten verstanden, und mehr noch als in Deutschland pflegen sich dort jüngere Schriftsteller aller Gattungen an ihm zu bilden und zu verbilden. Die „Marine“ von Emile Deschamps ist unstreitig eine der gelungensten unter jenen freien, auch von selbstständiger schöpferischer Kraft getragenen Nachbildungen, die der Geist des großen Briten in Frankreich hervorgerufen. Wenn auch der Gedankenreichthum, der geniale Flug und die gigantische Wucht des englischen Vorbildes keineswegs erreicht sind, so müssen doch dem französischen Gedicht ein seltener poetischer Schwung und der Vorzug eines glücklichen und versöhnenden Schlusses zugestanden werden; an fließender Diction, an Geschmeidigkeit und rhythmischer Eleganz der Sprache dürfte dieses ohnehin die englische Dichtung übertreffen. Wir theilen hier schließlich die Uebersetzung Beider zur Vergleichung mit:

An das Meer.

(Aus „Childe Harold's Pilgrimage“ von Lord Byron.
IV. Gesang, Stanze 179 u. ff.)

Tiefblaues Meer, laß Deine Fluthen rollen,
Durch die zehntausend Flotten spurlos gleiten!
Zerstörung ist allein des Menschen Wollen,
Dich zwingt er nicht! — Du selbst seit Ewigkeiten

Zertrümmerst nur! — Als Zoll zu allen Zeiten
Die Leichen stets vom Menschen forderst Du,
Und stöhnend sinkt er; Deine Wasserweiten,
Sie decken ihn und seinen Namen zu;
Ihm wird kein Sarg, ihm tönt kein Grabgeläut zur Ruh'.

Dir drückt er keine Spur ein, keinen Raub
Gönnt ihm Dein Reich! Du pflegst ihn zu erfassen
Und himmelan, für seine Bitten taub,
Verachtend seine Kraft, sein Zürnen, Hassen,
Hinschleuderst Du ihn mit den Wogenmassen
Den Göttern, seinen Wahn ihm zu vertreiben,
Läßt den ohnmächtig Heulenden gelassen
An eine Bai ein Rettungsmachwerk treiben
Und spei'st geruhig ihn an's Land; — dort mag er bleiben.

Weil Kriegesflotten, die mit Donnerschlünden
Felsschlösser rings zertrümmern an den Küsten,
Die Königen und Völkern Tod verkünden,
Weil eich'ne Schiffskolosse auszurüsten
Der Menschenzwerg vermag, will er sich brüsten,
Dein Herr zu sein und Herr des Kriegs; dies Holz,
Das riesige, ist Deinen Wasserwüsten
Ein Spielzeug nur; — Schneeflocken gleich zerschmolz
Trafalgars Siegeswahn und der Armada Stolz.

Rings schwanden alle Reiche — Deines nie!
Assyrien, Hellas, Rom — sie sind zerfallen!
Dein Zorn, als sie noch frei, verheerte sie
Und fraß Tyrannen dann; — Sclaven, Vasallen
Und Fremden sind die Küsten zugefallen
Und wurden öd'; — es kann die Zeit im Flieh'n,
Wie Deine Fluthen steigen oder fallen,
Nur in Dein Antlitz keine Furchen zieh'n;
Wie von Uranbeginn, so rollst Du heut' noch hin.

Glorreicher Spiegel, wo die Allmacht prächtig
Sich selbst in Stürmen zeigt! Zu jeder Zeit,
Still und bewegt, im Süd, am Eispol, mächtig,
Nachtdunkel, hehr; — Des Unsichtbaren weit

Gedehntes Reich, ein Bild der Ewigkeit!
Dein Schlamm zeugt Ungeheuer vielgestaltig,
Die nie an's Tageslicht die Tiefe speit!
— So herrschend, stät im Wechsel mannigfaltig,
So wogst Du hin einsam, frei, bodenlos, gewaltig.

Seestück.

(Von Emile Deschamps.)

Tiefdunkles Meer! gern seh' ich längs der Linien
Des Strandgeklüfts hinziehn durch Deinen Gischt
Die Barken, wenn im Schatten dunkler Pinien
Die fernher weh'nde Brise mich erfrischt!
Und Abends lieg' ich gern Dir an den Brüsten,
Vom schönsten Traum liebkost; mit leichtem Blut
Seh' ich sogar dein Toben und Verwüsten;
Den Wunden meines Herzens thust Du gut.
Tiefdunkles Meer, wildjauchzend um die Küsten!
Süß flieht die Zeit bei Deiner bittern Fluth.

Tiefdunkles Meer! o, ewig möcht' ich schauen
Dies rege Leben Deines Wellenstreits;
Mein Leib erbebt; doch fesselt dieses Grauen
Die Seele mir mit nie geahntem Reiz.
Seit jener Nacht, da ich Dein dräuend Steigen
Und Fallen sah bei fahler Blitze Gluth,
Schau' ich die blauen Binnenseen mit Schweigen.
Nur Du entfachst mir zum Gesang den Muth,
Tiefdunkles Meer, dem halb das Weltall eigen!
Süß flieht die Zeit bei Deiner bittern Fluth.

Tiefdunkles Meer! oft schweigst Du, wie erschrocken;
Oft, wenn die Venus strahlt am Firmament,
Weiß sie Dir weiche Töne zu entlocken
Und heilige Worte, die der Mensch nicht kennt.
Dann kommt die Fluth, und schäumend strandwärts hetzen
Grünmähnige Rosse sich im Uebermuth;
Wenn sie, rückprallend, das Gestad' zerfetzen,
Folgt ein dämonisches Gebrüll der Wuth;
Tiefdunkles Meer, voll Größe und Entsetzen!
Süß flieht die Zeit bei Deiner bittern Fluth.

Tiefdunkles Meer! Ob Deine Fluthen toben,
Ob Du dem Felde gleichst, das abgemäht,
Wie hebst Du mächtig unsern Geist nach oben,
Der die Unendlichkeit durch Dich versteht.
Hier soll kein Frevler meinen Gott mir rauben;
Ich fühl' es tief, Dein endlos Wesen thut
Den Ewigen kund; ob Stürme Dich umschnauben,
Ob offen Dir im Schooß der Himmel ruht,
Tiefdunkles Meer! Du lehrst auf's Neu mich glauben!
Süß flieht die Zeit bei Deiner bittern Fluth.

IV.

Sainte-Beuve.

Der offene Sinn für alle Gebiete der Kunst oder, wenn man will, der höhere Dilettantismus, den die beiden Deschamps*) mit einander gemein haben, findet sich noch in reicherem Maße und vor Allem feiner, wählerischer, gewissermaßen subtilisirt wieder in Charles Augustin Sainte-Beuve, geboren 1803 in Boulogne-sur-mer.

Saint-Beuve's Hauptbedeutung liegt in seiner kritischen Wirksamkeit. Er steht in der Mitte zwischen der spielenden, nonchalanten Manier, dem eleganten, spirituellen, aber nichtssagenden Geplauder eines Jules Janin und der zuweilen etwas plumpen

*) Der Bruder von Emile Deschamps, Antony (geb. 1803), besitzt noch weniger selbstständige schöpferische Kraft als jener, aber eine männlichere, mächtige Sprache, die er sich namentlich durch das Studium Dante's angeeignet haben mag. Bei mehr Hingebung an das Original leidet seine Uebersetzung der „Divina Commedia", die, ebenfalls in französischen Alexandrinern abgefaßt, schon deshalb Jeden kalt läßt, der an die italienischen Terzinen des Originals gewöhnt ist, immerhin noch an vielen Willkürlichkeiten und Auslassungen, vor Allem aber an ungelenken Wendungen und sprachlichen Härten, die um so auffallender sind, als Antony Deschamps auch die weiche, wohllautende Lyrik Petrarca's in einigen übersetzten Sonetten mit einem Geschick wiedergegeben hat, das aller Anerkennung werth ist. Seine eigenen Gedichte sind nicht bedeutend.

und ungelenken, aber gedankentiefen und principiellen Kritik eines Gustave Planche.

Ohne einen weiten Gesichtskreis, ohne den höhern Standpunkt, von dem aus groß angelegte Naturen, unbeirrt durch die Strömungen der Zeit und das Treiben der Parteien, auch ihre Gegenwart mit sicherem Blick zu überschauen vermögen, ohne den richtigen Tact oder Instinct, überall das Charakteristische und Wesentliche zu finden, und ohne das Talent, in biographischen Versuchen einleuchtend, bestimmt und plastisch zu gestalten, dagegen mit feinem Beobachtungstalent für untergeordnete Dinge, mit einer ersichtlichen Vorliebe für psychologische Curiositäten, für interessante Details, für das Anekdotische zeigt Sainte-Beuve in seinen besseren kritischen Arbeiten (in den „Portraits littéraires“ aus den Jahren 1829—30 und namentlich in seinen zuerst im Jahre 1849 im „Constitutionnel“ erschienenen „Causeries du lundi“ eine fließende Diction, einen durchgearbeiteten Stil, eine seltene Feinheit, Sorgsamkeit und Geduld in der Ausführung, Eigenschaften, die seinen, wenn auch noch so unzulänglichen Kritiken zuweilen den Anschein des Ganzen und Abgeschlossenen geben.

Sainte-Beuve ist eine weibliche Natur, feinfühlend, anschmiegend und voll Hingebung. Er behandelt die Schriftsteller, die er bespricht, nicht wie Schlachtopfer, sondern wie alte Bekannte, die man gern in gute Gesellschaft einführt. Selbst sein Tadel, zu dem er sich nur mit zögerndem Widerwillen entschließt, nimmt sich immer noch aus, wie ein etwas zweifelhaftes Compliment. Nur wo er ausnahmsweise einmal schreibt, um zu tadeln, da überschreitet er alles Maß, und seine Ausdrucksweise nimmt dann jenen widerwärtig persönlichen Ton an, der sonst nur kleinen oder krankhaft empfindlichen Naturen eigen ist.

Zwei Bücher Sainte-Beuve's sind indessen durchgängig mit einer gewissen Frische und Keckheit geschrieben. In dem ersten: „Tableau de la poésie française,“ 1828 erschienen, suchte der damals noch enthusiastische Romantiker die Berechtigung der neuen Schule nachzuweisen und ihr einen gewissen historischen Hinter-

grund zu geben, indem er Boileau angriff, Ronsard und Mathurin Régnier zur Geltung brachte und sich auf Montaigne und Rabelais berief. Dieses Buch hat keine wissenschaftliche, sondern lediglich eine polemische Bedeutung. Die neue Ausgabe desselben vom Jahre 1843 enthält eine Art von Widerruf, wie denn Sainte-Beuve, nachdem er in literarischer Beziehung eine lange Periode des Schwankens und Zweifelns durchgemacht, von welcher die im Jahre 1836 erschienenen, im Urtheil ängstlich lavirenden, auch stilistisch unbestimmteren und mannigfach verzeichneten „Nouveaux portraits et critiques littéraires“ der treueste Spiegel sind, sich endlich definitiv von der romantischen Schule lossagte und neuestens in seinen „Causeries de lundi“ seine früheren Genossen und seine eigene Vergangenheit mit auffallender Bitterkeit besprach. An Feinheit und Schärfe der Aperçus, an Durchsichtigkeit und Präcision des Stils sind diese „Causeries“ unzweifelhaft das gelungenste Werk Sainte-Beuve's.

Rechnet man zu diesen Vorzügen ein feines ästhetisches Gefühl, das über die Literatur hinaus sich namentlich auf alle bildenden Künste erstreckt, ein encyklopädisches Kunstverständniß, das eben mehr in die Breite, als in die Tiefe geht und mit allen neuen Erscheinungen sofort familär wird, und verzichtet man von vornherein auf alle erschöpfende Gründlichkeit, Zuverlässigkeit und wissenschaftliche Strenge, so bleibt Sainte-Beuve zwar kein Kritiker ersten Ranges, aber immerhin einer der bessern unten jenen höheren Feuilletonisten, die Fachleuten wenig Neues bieten, aber von großem Werth sein mögen für ein mäßig gebildetes Publicum, das sich in der Eintagsliteratur zunächst amüsiren, aber gelegentlich auch — freilich so mühelos als möglich — unterrichten lassen will.

Dasjenige Buch Sainte-Beuve's, das am meisten Anspruch auf Wissenschaftlichkeit macht, ist seine 1843 vollendete Geschichte der Jansenisten („Histoire du Port royal“), die zwar die philosophische Seite des Stoffes nur dürftig beleuchtet, aber in literarischer Hinsicht interessante Aufschlüsse bietet. Der 1834

erschienene didaktische Roman „Volupté“ mit mancher treffenden psychologischen Wahrheit und einem etwas wohlfeilen Schluß ist stilistisch vernachlässigt und als Ganzes ziemlich unklar.

Der größte Irrthum Sainte-Beuve's lag überhaupt darin, daß er sich allzulang für ein vorzugsweise produktives Talent hielt. Als Dichter trat er zuerst pseudonym in „Vie, poésie et pensées de Joseph Delorme“ 1829, dann in den „Consolations“ 1829—30, endlich in den „Pensées d'août“ 1837 auf.

In den Gedichten des ersten Bandes zeigt sich am meisten der Einfluß der Romatiker, sowohl in der freieren Behandlung der Cäsur, als im Enjambement nach dem Vorbild Ronsard's und André Chénier's. Sprache und Bilder sind oft gesucht und von einer Sinnlichkeit, bei der das poetische gegen das pathologische Interesse zurücktritt. Der Student Delorme ist eine Spielart der bekannten culturmüden Weltschmerztypen, grübelnd sich selbst zersetzend und melancholisch ohne rechten Grund. Die Gedichte bilden gleichsam ein poetisches Tagebuch, das übrigens weder wichtige Erlebnisse, noch besonders originelle Empfindungen aufweist. Deutsche Literaturkenner haben darin Aehnlichkeit mit Salis, Hölty und Tiedge finden wollen. Indessen stößt man in dem Buch zuweilen auf einen grellen Realismus, der von dem Ton dieser deutschen Dichter seltsam absticht, so in folgendem Sonett:

Entsagung.

To labour doom'd and destin'd to be hoor.
Penrose.

Da ich vor mir nur Nacht und keine Labe
In meiner dürftigen Vergangenheit,
Nicht ein Erinnern, rein und unentweiht,
Zum Ausruhn meiner müden Seele habe;

Da ich das Unglück schon gekannt als Knabe,
Da schon mit zwanzig Jahren überschneit
Mein Liebesfrühling, da durch innern Streit
Der Ruhm des Vaterlandes ging zu Grabe;

Und da die Armuth, während mich ihr Fluch
Bleischwer hinabzieht in den Koth der Massen,
Besudelt und zerfetzt mein Lebensbuch:

Warum nicht gäb' ich ohne Reu' und Hassen
Dies Dasein auf durch einen jähen Bruch,
Wie einen Freund, der mich im Stich gelassen?

Die „Consolations“ enthalten Gelegenheitsgedichte, sentimentale Stoßseufzer der Entsagung und eine Poesie des Stilllebens, worin der Dichter die englische Lake school, namentlich Wordsworth nachahmt, aber eben so oft und mehr noch als seine Vorbilder über der gesuchten Einfachheit und Schmucklosigkeit der Form prosaisch wird. In einigen Gedichten, wie „Michel Ange“ und „La vie nouvelle“ nimmt Sainte-Beuve einen Anlauf zum Idealen und Erhabenen, beweist aber durch die Unklarheit der Anlage und das chaotische Durcheinander der Bilder, wie wenig er sich in diesem Gebiete heimisch fühlt. Durch die ganze Sammlung hindurch zieht sich eine Neigung zum Sittlich-Religiösen, zuweilen überhaucht von einer gelinden Mystik, die nicht unpoetisch ist. Einen bestimmteren Ausdruck findet diese Richtung in den „Pensées d'août“. Moral und Religion bilden hier den Grundton. Bei aller Sinnigkeit jedoch vermögen die in dieser Sammlung enthaltenen poetischen Biographien von Marèze, Ramon, Doudun, Aubigué nicht zu fesseln, weil sie uns Menschen vorführen, die eigentlich keine mehr sind. Die poetische Erzählung: „Monsieur Jean, maître d'école“ geht vom Dogma der Erbsünde aus. Der Dichter macht diesen Monsieur Jean, eines der Rousseau'schen Findelkinder, in allem Ernst für die Sünden des Vaters verantwortlich und läßt ihn durch ein tugendhaftes und freudenleeres Leben dafür büßen.

Leider vermißt man auch in diesem Buche die Verständlichkeit und Klarheit, oft selbst die ästhetisch-maßvolle Oekonomie in der Form, die Sainte-Beuve sonst eigen ist. Durch diese „Pensées d'août“ legte der Dichter das Bekenntniß seiner religiösen Rechtgläubigkeit ab; in der Folge emancipirte er sich von

der romantischen Schule, und im Jahre 1845 wurde er richtig in den alleinseligmachenden Schooß der Akademie aufgenommen.

Vielleicht die besten poetischen Schöpfungen dieses Dichters sind seine in den verschiedenen Sammlungen zerstreuten Sonette, weil hier Sainte-Beuve's stilistische Virtuosität am meisten zur Geltung kommt. — Charakteristisch genug, auch für die Ausdrucksweise des Dichters, die nicht selten das ist, was die Franzosen „preciös" nennen, und wofür die deutsche Bezeichnung „geziert" zu stark ist, klingt Sainte-Beuve's Ausspruch:

„Une idée dans un sonnet, c'est une goutte d'essence dans une larme de cristal".

Gewöhnlich scheint diese Idee keine andere Bestimmung zu haben, als die des Verduftens, wie denn Sainte-Beuve selbst da, wo er weniger durch die Bande einer strengen Form gebunden ist, sich weder durch Tiefe noch Reichthum der Ideen auszeichnet. Doch versucht er es, uns auch in seinen Sonetten so oft als möglich durch irgend eine neue, anmuthige Wendung über den Mangel an Innerlichkeit und wirklicher Originalität zu trösten. Hier ist noch eines dieser Sonette, das in keiner französischen Gedichtsammlung, in keinem „Album lyrique" fehlen darf und als sehr charakteristich für Sainte-Beuve gilt:

Das wahre Glück.

Ich sah die Welt; was nur die Kunst geboren,
Hat zu erforschen mir mein Loos erlaubt;
Doch, wenn ich zu erhaschen oft geglaubt
Das Schöne, war sein zarter Schmelz verloren.

Bei Herzen, die das Leid zum Sitz erkoren,
Sucht' ich umsonst, was schon die Zeit geraubt;
Nach manchem Sturm, der Hoffnungen entlaubt,
Hab' ich umsonst ein fliehend Glück beschworen.

Und wie sich auch mein Wissen mocht' entfalten,
Ich sah das Höchste, was die Kunst erreicht,
Aus unbewußter Anmuth sich gestalten.

Und fand in Dem nur, was die Jugend reicht,
Dem reinen Sinn, der Stirne ohne Falten,
Den Zauber, dem kein Glück im Leben gleicht.

Noch bezeichnender für die Zerfahrenheit und den prätentiösen Ton des Dichters und jene mit einem unbestimmten poetischen Fluidum versetzte Atmosphäre, in der Sainte-Beuve trotz aller im Einzelnen durchaus präcisen sprachlichen Ausdrucksweise gleichsam herumtastet, was die Franzosen sonst gelegentlich für ein untrügliches Merkmal der deutschen Idealisten ausgeben, ist folgendes an sich gewiß recht poetisch empfundene, aber — namentlich in der zweiten Strophe — ziemlich unverständliche Stimmungsgedicht:

Das Träumen.

Den Mond ließ ihren Thron besteigen
Die stolze Sonn' und ging zu Grab;
Es spiegelt sich der Sterne Reigen
Gleichwie in eines Sees Schweigen,
In meiner Seele leuchtend ab.

Und gern in die Gedankenwogen,
In diesen See voll Goldsand taucht
Mein Blick und sieht darin den Bogen
Des Himmels, weltenglanzdurchzogen
Von weichern Tönen noch umhaucht!

Erst fesselt mich das Bild; ich find' es
Bezaubernd groß, bis mich ein Geist
Des Zweifels, ein Gelüst, ein blindes
Der Neubegier, der Gier des Kindes
Mit Händen darnach greifen heißt.

Und sieh'! urplötzlich gehn verloren
In meiner Seele Stern und Blau;
Im Sturm, den ich heraufbeschworen,
Seh' ich den Himmel sich umfloren,
Den Mond zergeh'n in trübem Grau.

O, kehrt zurück, Ihr Himmelsfluren;
Nie trüb' ich wieder Euren Glanz!
Da glätten sich die Wellenspuren;
In meiner Seele strahlt azuren
Der Himmel wieder voll und ganz.

Und ewig sei dies Bild mein Eigen,
Kein Windhauch soll es mehr verweh'n;
Bei wolkenloser Nächte Schweigen
Nur will ich mich darüber neigen
Und träumend in die Fluthen seh'n."

Den Schluß der hier veröffentlichten Artikel-Serie Leuthold's bildet sein Aufsatz über Victor Hugo (1802—1885). Diese Arbeit verbreitet sich zwar nicht in zusammenfassender Weise über den Stimmenführer der neufranzösischen Romantik, sondern würdigt dessen Werke „Les Misérables" und „Les Orientales". Trotzdem enthält dieser schneidig abgefaßte Essay, namentlich in seinem letzten Theile, der einer besonderen Arbeit Leuthold's über den Verbannten von Jersey entnommen ist, ein weitgehendes Interesse insofern, als unser Schweizer Poet hier auf den Einfluß dieses französischen Romantikers auf deutsche Dichter (Freiligrath, Geibel, Lingg) hinweist. Das großartig concipierte Gedicht Victor Hugo's: „Mazeppa" stimmt mit der in den „fünf Büchern französischer Lyrik" abgedruckten Form, die Geibel retouchirt hat, nicht überein; die hier gebotene Verdeutschung ist Leuthold's geistiges Eigenthum.

Victor Hugo.

„Victor Hugo ist in jüngster Zeit*) wie kein anderer lebender Dichter gefeiert worden, und sein neuestes Werk „Les Misérables" beschäftigt noch heute die Presse aller gebildeten Nationen.

Wieviel auch die Reclame und das Unglück des verbannten Dichters zu dieser Theilnahme beitragen mochten, dieselbe ist immerhin auffallend und läßt sich fast nur durch die Pietät erklären,

*) Anfang der 60er Jahre ist dieser Artikel geschrieben.

welche der gute Glaube des Dichters an eine sociale Umgestaltung und die edle, wenn auch in dieser Uebertreibung jedenfalls fixe Idee Victor Hugo's einflößen, der poetische Verkünder jener neuen, weltbeglückenden Aera, der Dichter der Zukunft zu sein. Allerdings waren auch die bis zur Lächerlichkeit ängstliche und kleinmüthige Censur, welcher Victor Hugo's neuestes Werk in Frankreich unterworfen wurde, und eine Reihe ungeschickter, unberufener und frivoler Angriffe geeignet, jene Theilnahme an dem Buche des großherzigen Verbannten von Jersey zu steigern.

Zu den Angriffen der letzteren Art gehört auch das jüngste „Die wahren Misérables" überschriebene Buch Eugène de Mirecourt's, dieses keineswegs geist-, aber sehr pietätlosen kleinen Pamphletisten, der bekanntlich Namen und Existenz allein dem Scandal verdankt. Eugène de Mirecourt und Victor Hugo! In dieser bloßen Zusammenstellung liegt die bitterste Kritik des genannten Buches.

Der frivole Esprit und der kaustische Witz, der trockene Humor und der secirende Verstand, ja, selbst der hausbackene bon-sens haben bei der Kritik der jüngsten Schöpfungen Victor Hugo's allerdings ein leichtes Spiel; aber nicht ohne eine Mischung von lebhaftem Interesse und achtungsvoller Pietät kann man die poetische Beredsamkeit verfolgen, mit welcher der Exilirte in der „Légende des siècles", seinem vorletzten Werke, die Emancipation der Menschheit prophezeit, eine Emancipation freilich, die — wie sie sich im Kopfe dieses französischen Romantikers ausnimmt — nie und nimmer möglich sein wird.

Victor Hugo hat eine gewisse Aehnlichkeit mit Garibaldi. Beide trauen sich Etwas von der wunderwirkenden Gewalt der alttestamentlichen Propheten zu, und Beide sind dabei aufrichtig; sie selbst glauben an sich. Wie Garibaldi als Mann der That, so stürzt sich auf literarischem Gebiet Victor Hugo, ein moderner Winkelried, mit enthusiastischer Opferwilligkeit in den dichtesten Speerwald seiner Feinde, der politischen, socialen und religiösen Reaction; auch er wähnt, daß von ihm allein das Heil der

Menschheit abhänge, auch er traut sich die Kraft zu, die moderne Welt aus den Fugen zu heben. Es ist seltsam, daß unser nüchternes Jahrhundert solche Menschen hervorbringt, und merkwürdig, wie sie dadurch, daß sie selbst an ihre Mission glauben, auch Andere von derselben zu überzeugen vermögen.

Allerdings hat unter dieser Weltbeglückungstendenz Victor Hugo, der Poet, sehr gelitten. Seit Byron war wohl keiner mit Mitteln so ausgestattet, um ein Dichter im großen Stil zu werden, als er. Hätte er weniger und hätte er mit mehr Maß und künstlerischem Verstand producirt, so wären ihm unstreitig die höchsten Erfolge sicher gewesen. Mit der „Légende des siècles" aber hat der Dichter jenes Gebiet betreten, wo über der Vereinigung des Erhabenen mit dem Grotesken der gesunde Menschenverstand und mit ihm auch die Poesie aufhört. Die „Misérables", obwohl zwei Hauptvorzüge des Dichters, das eminente Schilderungstalent und die unübertroffene Rhetorik, sich auch in diesem Buche nicht verleugnen, ist in ähnlicher Weise carikirt und unwahr, in ähnlicher Weise in's Monströse gearbeitet. Indessen scheint diese Verirrung bei Victor Hugo keine zufällige, und nicht allein durch das Schicksal des ehrgeizigen Dichters, durch den nothgedrungenen Verzicht auf eine längst geträumte politische Carrière und die verbitternden Einflüsse des Exils veranlaßt zu sein. Schon unter seinen früheren und berühmtesten Werken finden sich Gedichte, die durch den Zug zum Maßlosen in bedauerlicher Weise entstellt sind. Ganz charakteristisch für die guten wie die bedenklichen Eigenschaften des Dichters erscheint uns unter den „Orientales" das berühmte Gedicht „Mazeppa". Das ganze Gedicht ist — originell genug — in Periodenform gebaut und hat jenen kecken Wurf, den wir an Victor Hugo gewöhnt sind. Der erste Theil, obwohl etwas weitschweifig, ist mit jenem unglaublichen realistischen Schilderungstalent, mit jener Bravour in der Farbe gearbeitet, die uns auch in der Malerei bei den französischen Realisten mehr in Erstaunen setzt als befriedigt, mehr überrascht und — fast möchten wir sagen — mehr

erschreckt als erwärmt und erhebt. Was uns Deutschen bis zur Brutalität unpoetisch scheint, ist hier stellenweise mit einem Behagen, einer Vorliebe und Hingebung behandelt, die nur allzu sehr an den Satz: „Le laid c'est le beau“ erinnert. In dem zweiten Theil aber macht sich in einer ganz unbegreiflichen Weise jene Verbindung des Sublimen und Lächerlichen geltend, die in den jüngsten Leistungen des Dichters eine so große Rolle spielt.

Trotzdem hat Victor Hugo heute, was er an poetischem Ruf unter seinen Fachgenossen verloren, unzweifelhaft an Popularität bei der Masse gewonnen, und wir theilen hier das Gedicht mit, das, wie schon bemerkt — mit einziger Ausnahme des weichen lyrischen Tons, den der Dichter ausnahmsweise, namentlich in seiner „Familienpoesie“ angeschlagen — die Vorzüge und Fehler des vielgenannten französischen Romantikers wie kein anderes vereinigt, und von dem unseres Wissens bis jetzt überhaupt noch keine, jedenfalls aber keine nennenswerthe deutsche Uebersetzung existirt.

Mazeppa.

I.

Mazeppa, als er sah, daß fest ein Seil ihn schnürte,
Das seine Hüfte, die vom nackten Schwert berührte,
Und Arm und Fuß umwob,
Auf einen Wildfang, der, nach seiner Steppe lüstern,
Gereizt ward und gehetzt, daß Feuer aus den Nüstern
Und aus den Hufen stob,

Und als er wie ein Wurm in seiner Bande Knoten
Umsonst sich wund gewälzt und knirschend Trotz geboten
Der Henker rohem Troß,
Sank müd zurück auf's Kreuz des scheu'sten von den Hengsten,
Triefend von Schaum und Schweiß, indeß vor Todesängsten
Ihm Blut in's Auge schoß.

Ein Schrei durchschwirrt die Luft . . . und wie vom Sturm getragen,
Hinbrausend athemlos flieh'n Roß und Mann und jagen
Den gelben Flugsand auf;
Ein fern Geräusch, der Staub, der ob den öden Strecken
Hinwirbelt, wie Gewölk, aus welchem Blitze lecken,
Bezeichnet ihren Lauf.

Hinfliegen sie, so wie die Windsbraut, wie die Schlüfte
Des Hochgebirgs ausspeih'n ein Wetter, wie die Lüfte
Ein Feuerball durchzischt;
Nun sind sie bloß ein Punkt im Ocean des Raumes,
Und nun verschwinden sie, so wie ein Flocken Schaumes,
Der mit dem Meer sich mischt.

Hinfliegen sie . . . und öd' und unermeßlich dehnen
Sich Wüsten, die stets neu dem Blick entgegengähnen,
Weit, unbebaut, versengt,
Und wieder huscht es fern von Bergen, Dörfern, Städten,
Zu dunkeln hier und da mit Licht durchbroch'nen Ketten
Unkenntlich, wüst gemengt.

Wenn der Gemarterte sich wälzt auf seinem Pferde,
In scheu'ern Sätzen nur stampft dann sein Huf die Erde,
Voran dem Winde schweift
Es in die Oede dann des grenzenlosen Meeres
Von Sand, das, tief gefurcht, vor ihnen liegt, als wär' es
Ein Mantel, der gestreift.

Und Alles taumelt rings; gespensterhaft an ihnen
Vorüber sausen Wald, Gebüsch und Burgruinen,
Daß seltsam, wirr, verkürzt
Licht, Raum und Farbenton bunt ineinander fluthen;
So rast der Flug dahin . . . ein Trupp von wilden Stuten
Kommt dampfend nachgestürzt.

Allmälig geht der Tag am Horizont zur Rüste,
Und vor Mazeppa's Blick, wenn durch die Wolkenwüste
Die Sonne sucht den Pfad,
Dreht der mit grellem Glanz und wolkigen Geschwadern
Durchmengte Himmel sich wie ein mit gold'nen Adern
Gesprenkelt Marmorrad.

Irr schweift sein glotzend Aug'; gesenkten Hauptes schleppen
Die Haare nach im Sand, Blut färbt die gelben Steppen,
Blut das Gehäg, und rührt
Sich der geschwoll'ne Leib, fühlt er, wie dem Umzingeln
Und Biß der Schlange gleich, das Seil mit seinen Ringeln
Ihn tödtlicher umschnürt.

Zaumlos und sattellos, geritten von Entsetzen,
Dampfend, mit Blut besprengt, der Weichen Fleisch in Fetzen,
Jagt schnaubend hin der Hengst;

Laut wiehernd hinter ihm und fletschend mit den Zähnen
Die Stuten; durch die Luft ob den gesträubten Mähnen
Zieh'n Kräh'n und Raben längst.

Ohreulen ziehen mit, die sonst am Tage zittern,
Fischaar und Adler, die das Aas der Schlachten wittern;
Doch hungrig rauscht dem Schwarm
Der kahle Geier vor, der gern den Hals, den rothen,
Fleischfarb'nen, wühlen läßt im Eingeweid' der Todten
Wie einen nackten Arm.

Sie Alle, die den Schmaus gewittert, ihre Forsten
Verließen sie, das Nest im Thurme, der geborsten,
Das öde Ritterhaus;
Er, taub dem Freudenschrei, den schrill sie ausgestoßen,
Fragt irr und wund: Wer spannt dort oben wohl den großen
Kohlschwarzen Fächer aus?

Und sinken läßt die Nacht den sternenlosen Schleier;
Dicht hinter'm Opfer her zieh'n schon der Aar und Geier
Des langen Leichenzugs;
Ein ungewiß Geräusch im dichtgefall'nen Nebel,
Nur hört er hie und da das Hacken ihrer Schnäbel,
Das Rauschen ihres Flugs.

Endlich am dritten Tag des ziellos unbewußten
Hinjagens durch den Sand, durch Wälder, Ströme, Pußten
Gebroch'nen Gliederbaus
Bäumt nochmals sich das Pferd, schaumtriefend, am Verlechzen,
Und löscht der Hufe Blitz hinstürzend unterm Krächzen
Der Kräh'n und Raben aus.

Da liegt Mazeppa nun, nackt, hilflos, nachtumfangen,
Blutroth, dem Ahorn gleich, dran reich die Blüthen hangen;
Mit wachsendem Gekreisch
Senkt kreisend sich herab der Schwarm, ihn anzupacken,
Und sein blutrünstig Aug', das starre, auszuhacken
Aus wund geschrammtem Fleisch.

Und dieser winselnde, verworf'ne Halbentseelte,
Er ist's, den drauf zum Haupt sich die Ukraine wählte!
Verschwend'risch wie ein Prinz
Auf manches Schlachtfeld hin wirft er dereinst den Müttern
Die Söhne, um mit Aas die Brut des Aars zu füttern
Und seines Raubgesinds.

Sein Leben wird sich rasch zu wilder Größe wenden;
Als Hetman wirft er sich um Schultern und um Lenden
Den reichen Zobelpelz,
Der ganze Stamm wird knien, wenn er vorüberschreitet
Beim Jauchzen der Musik, die hüpfend ihn begleitet
Zum Eingang seines Zelts.

II.

So, wenn ein Sterblicher, ein von dem Gott Geweihter,
An Dich geschnürt sich fühlt, ein unfreiwilliger Reiter,
Genie, Du wilder Hengst!
Umsonst ist all' sein Kampf! Du fliehst trotz seinem Jammern
Mit ihm die Wirklichkeit, von der Du Thor und Klammern
Mit Deinem Stahlhuf sprengst.

Hoch über Land und Meer und höchste Bergessäume
Durch Wolken trägst Du ihn in unbekannte Räume,
Und weithin tobt und lärmt,
Vom Rauschen Euers Flugs jäh aufgestört, die Menge
Unreiner Geister, die in staunendem Gedränge
Begierig Euch umschwärmt.

Durch's Reich der Seelen trägt Dein feuriges Gefieder
Ihn zum Unendlichen, er läßt am Strom sich nieder,
Der noch aus Eden stammt,
Indeß sein flatternd Haar im Raum, dem sternbesäten,
Gemischt dem Mähnenhaar weitleuchtender Kometen,
Am Himmelsantlitz flammt.

Die Monde Herschels und den Ring Saturns, den klaren
Lichtglanz, der nördlich oft das Antlitz der polaren
Erdgegend Nachts erhellt,
Läßt ihn Dein Flug, den nie sein Wille hemmen konnte,
Erforschen und erschließt ihm neue Horizonte
Der idealen Welt.

Doch nur ein Dämon kann und nur ein Engel wissen,
Was er erträgt, wie oft sein Herz ein Blitz zerrissen,
Wie oft ein Schmerz durchschweift.
Wie manche Strahlensaat ihn blendete am Tage,
Wie mancher Schauer Nachts mit jähem Flügelschlage
Eiskalt die Stirn ihm streift.

Verzweifelnd schreit er auf, doch Du rennst unaufhaltsam;
Es schwindet seine Kraft, doch reißt ihn fort gewaltsam
Dein sturmbeschwingter Lauf;
Bei jedem Satz zuckt er zusammen, wie verendend.
Die Frist geht um . . . Er jagt, fliegt . . . stürzt; —
doch groß und blendend
Als König steht er auf!"

Zum Schluß seien, die obigen Worte Leuthold's über Victor Hugos „Orientales“ ergänzend, noch folgende Niederschriften unseres Essayisten aus der erwähnten zweiten Arbeit über das Haupt der romantischen Schule des überrheinischen Volkes mitgetheilt:

„An metrischer Correctheit, an blendender Technik sind die „Orientales“ ohne Frage das bedeutendste Werk des Dichters, und es ist erklärlich, daß dieser Reichthum an tropischen Schilderungen, dieser fremdartige Farbenzauber nicht bloß in Frankreich, sondern auf die jüngeren Talente fast aller Nationen und namentlich in Deutschland eine ungeheure Wirkung übte. — Am fühlbarsten wird in diesem Werke, daß Victor Hugo trotz seinem seltenen Gestaltungstalente die Gabe versagt blieb, seine Gestalten lebensfähig zu machen, sie zu beseelen. Zwar strotzen sie von scheinbarer Lebensfülle und Gesundheit; hie und da glaubt man das Spannen eines Muskels zu sehen, einen Pulsschlag zu hören, und man erwartet jeden Augenblick, sie werden sich nun auf eigene Rechnung bewegen, sprechen, empfinden und einen Willen haben; aber umsonst; es sind eben nur Bilder oder lebende Tableaux, wenn man will . . . Ferdinand Freiligrath hat mit der ihm eigenen Meisterschaft die gelungensten dieser Gedichte nicht bloß übertragen, sondern erscheint als Poet selbst, ehe er der Tendenz verfiel, fast ausschließlich als Nachahmer gerade dieser Richtung Victor Hugos. Freiligrath erreicht den rhythmischen Wohllaut seines Vorgängers nicht; seine Verse sind voll, aber nicht so tonweich wie in den „Orientales“; sein Reim ist oft fremd und bizarr, aber es liegt weniger Seele darin, und selten hat er jenen echoähnlich ausklingenden Wohllaut, mit dem

Victor Hugo dem Ohre zu schmeicheln weiß. Dagegen kommt Freiligrath bei mehr künstlerischem Tact oder richtigerem Instinct an Lebendigkeit des Colorits, an Ueppigkeit der Sprache, an Bilderreichthum seinem Vorgänger beinahe gleich und übertrifft ihn vielleicht an localer Wahrheit der Schilderung und plastischer Gestaltung . . . Außer Freiligrath, der als Dichter an dieser Richtung leider so ziemlich zu Grunde gegangen, sind manche unserer namhaftesten neueren Poeten mehr oder minder durch Victor Hugo beeinflußt worden. Wir erinnern nur an die vorzüglichsten, an Emanuel Geibel und Hermann Lingg. Beide unterscheiden sich von Victor Hugo dadurch, daß sie fast durchgängig die virtuose Technik auf einen Inhalt von entsprechender Bedeutung anzuwenden verstanden."

So hätten wir denn die literaturfreundliche Welt mit einer bislang ziemlich unbekannten Seite der Leuthold'schen Begabung bekannt gemacht. Auch als Literarhistoriker gehört unser Poet zu den Auserwählten und wird sich ein dauerndes Andenken bei all' Denen sichern, welche eine derartige Vermittelung fremder Literaturerzeugnisse zu würdigen wissen.

Verzeichniß

der literar-historischen Aufsätze und der Uebersetzungen Leuthold's.

I. Aufsätze Leuthold's.

		Seite
Auguste Barbier		58
Ein bretonischer Dichter (Auguste Brizeux)		66
Lamartine		84
Über französische Romantiker.		
Alfred de Vigny		94
Der Gegensatz zwischen deutscher und französischer Romantik. — Die lyrisch-epische Dichtung bei den neueren Franzosen		99
Schiller's Glocke von Emile Deschamps. Der Einfluß Byron's auf die Franzosen		103
Sainte-Beuve		109
Victor Hugo		116

II. Uebertragungen Leuthold's.

Robert Burns:	Mein Herz ist im Hochland	8
	Ich küß dich noch	9
	Wer ist an meiner Kammerthür?	9
	Zu jenem schatt'gen Haine komm	10
Thomas Moore:	Lebewohl	11
	Die letzte Rose	12
Petöfy Sandor:	Meine Liebe	12
	Csikos und Betyar	13
	Büngöszdi Baudi	14
Czuczor Gergély:	Volkslieder I. II.	14
Manzoni:	Der fünfte Mai	15
Unbekannter Autor:	Irene	17
Giusti:	Drei Epigramme	17
J. Petit-Senn:	Wiegenlied	18
G. Lafenestre:	Märzwind	19

		Seite
L. E. Gerard:	Auf hoher See	19
Verschiedene Verfasser:	7 Madrigale	20—22
Alfred de Vigny:	Das Horn	29
Brizeux:	Entsagung	34
Barbier:	Paris (La cuve)	37
	Das Idol	61
Brizeux:	Du trauter Bauernhof I. II.	73 74
Xavier Marmier:	Die Najade	76
Brizeux:	Dreitheiligen Gesang. — An Diana — Elegie	78
	Kunstgelübde — Die Frauen	79
	Blumen und Lieder	80
Lamartine:	Buonaparte	86
	Erinnerung	91
Alfred de Musset:	Stanzen	100
Chênedollé:	Der Fechter	102
Lord Byron:	„An das Meer“ aus „Childe Harold“	106
Emile Deschamps:	Seestück	108
Sainte-Beuve:	Entsagung	112
	Das wahre Glück	114
	Das Träumen	115
Victor Hugo:	Mazeppa I. II.	119

III. Eigene Dichtung Leuthold's:

Auf Geibel's Jugenddichtungen 48

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.

Bögl